

Zwischen Geist und Macht

Friedrich II. von Preußen zum dreihundertsten Geburtstag

Winston Churchill meinte über den preußischen König Friedrich II: „Feldherrngabe und Führereigenschaften, ein berechnender Geist und äußerste Rücksichtslosigkeit hielten sich in seiner Person die Waage.“¹ Das trifft einerseits zu, denn man wird Friedrich kaum absprechen wollen, dass er sowohl zu politischer als auch zu militärischer Führung befähigt war und nicht zu übersteigter Rücksichtnahme neigte, gerade dann, wenn sein „berechnender Geist“ eine Maßnahme für notwendig hielt. Andererseits greift Churchills Charakterisierung zu kurz und weist nur auf einen Aspekt in der Persönlichkeit Friedrichs hin. Wer als Feldherr Kriege führt, wird nicht ohne Führereigenschaften auskommen, sollte zudem in der Lage sein, mit berechnender Rationalität über seine Entscheidungen nachzudenken und kann sich nur selten durch rücksichtsvolles Verhalten auszeichnen, weshalb Churchill in Wahrheit nur aussagt, dass Friedrich Feldherr und Politiker war. Die angesprochenen Eigenschaften stehen durchaus nicht im Gegensatz zueinander, hier muss sich nichts „in seiner Person die Waage“ halten, und folgte man Churchill, so könnte man Theodor Schieders bekannter Formulierung vom „Königtum der Widersprüche“² keinen Sinn abgewinnen.

Was damit gemeint sein könnte, hat Golo Mann in seiner lakonischen Weise zum Ausdruck gebracht. Friedrich sei „nicht nur Soldat und Täter, sondern auch Schriftsteller, Philosoph, Literat“ gewesen, eine „sonderbare, liebens- und hassenswerte Erscheinung“, „König von Gottes Gna-

den, aber ohne Religion, Menschenfreund und Menschenverächter, Freigeist und Despot ... in seiner Person ein volksfremder, grimmiger, trostloser Spottvogel, ein Mensch von höchster musischer Kultur und doch auch abergläubisch, starr und finster.“³ Hier wird die Person Friedrich fassbarer, sowohl in seinen Tätigkeiten, zu denen man allerdings noch die eigentliche Politik, das Regieren und Verwalten des preußischen Staates hinzufügen muss, als auch in den Facetten seines Charakters. Dass aber die Mischung aus Soldat, Täter und philosophischem Schriftsteller „eine unerhörte Verbindung“⁴ gewesen sei, stimmt nicht ganz, Ähnliches hat es schon früher und auch noch nach Friedrich gegeben.⁵

Dennoch scheint Friedrich in der Riege der Staatsmänner mit philosophischen und literarischen Talenten und Ambitionen als Hauptvertreter dieser Rolle zu gelten, eben als die „unerhörte Verbindung“ verschiedener Bereiche, die man sonst nur selten miteinander verknüpfen würde. Das mag unter anderem daran liegen, dass er sich selbst gerne immer wieder als Philosoph auf dem Thron dargestellt hat, als „roi philosophe“, der eigentlich lieber sein Leben der Philosophie gewidmet hätte anstatt dem preußischen Staat und sich als „Philosophen aus Neigung, Politiker aus Zwang“⁶ bezeichnete. Ein Grund ist aber sicher auch in der Art der „unerhörten Verbindung“ zu suchen, in der Art, wie der preußische König Friedrich und der Philosoph Friedrich zusammen passten oder auch nicht zusammen passten. „Dieser niedliche junge

Mann, ... keck philosophisch, Literat, Verfasser des überaus humanen ‚Antimachiavell‘, durchaus unmilitärisch, wie es bisher den Anschein hatte, zivil, lässig, ... wird König ... und benimmt sich als König in einer Weise, dass man nicht weiß, was man denken soll.“⁴⁷ Das wussten tatsächlich viele nicht, zu Friedrichs Zeiten und danach, weshalb auch unter Historikern alles andere als Einigkeit darüber besteht, wie man diesen König wohl bewerten sollte. Von den Lobeshymnen der Historiker der Preußischen Schule des neunzehnten Jahrhunderts wie Johann Gustav Droysen und Heinrich von Treitschke, die in Friedrich eine der größten, wenn nicht die größte Gestalt der deutschen Geschichte seit langer Zeit sahen, bis zu der ausgesprochen negativ wertenden Auseinandersetzung Rudolf Augsteins mit „Preußens Friedrich“⁴⁸ ist eine Fülle von Positionen vertreten. Grund genug, in diesem Aufsatz einen Blick auf Friedrichs Leben und auf seine philosophischen Auffassungen zu werfen.

Geboren wurde er am 24. Januar 1712. Seine Mutter Sophie Dorothea war eine Schwester des Königs Georg I. von England, liebenswürdig und charmant auf der einen Seite, aber doch „zutiefst durchdrungen von ihrem königlichen Rang.“⁴⁹ Der Vater war von etwas anderem Kaliber. Friedrich Wilhelm I., zweiter König auf dem preußischen Thron nach Friedrich I., genauer gesagt: König *in* Preußen, da er den Titel eines Königs *von* Preußen nicht führen durfte¹⁰, war ein Haustyrann „mit cholerisch aufbrausendem Temperament und womöglich krankhaften Zügen“, ein „Drillmeister“, der sich mit Begeisterung seiner Armee widmete, aber auch ein sparsamer Ökonom, ein genau rechnender Verwalter und Reformier, den man mit glei-

chem Recht als großen inneren König Preußens wie auch als entsetzlichen Wüterich ohne jede Selbstkontrolle bezeichnen kann.¹¹ Von allem etwas, in einer Person. „Es ist stärker als ich,“ meinte er einmal. „Wo die Galle mich packt, da muss meine Natur sich Luft machen.“¹² Das merkten seine Mitarbeiter, und das merkte auch sein Sohn Friedrich. Ist es schon ohne cholerischen Vater selten ein reines Vergnügen, als Thronfolger geboren zu werden, so dürfte es in Friedrichs Fall ein eher fürchterlicher als angenehmer Zufall gewesen sein, dass seine beiden älteren Brüder jeweils in ihrem ersten Lebensjahr starben und er somit zum Kronprinzen von Preußen wurde. Von früher Jugend an wurde sein Leben streng reglementiert, seine Erziehung hatte den Vorstellungen des Vaters zu folgen, der nur ein Ziel kannte: eine klare und ordentliche Verwaltung des Staates, verbunden mit wahrer „Liebe zum Soldatenstande“.¹³ Unnütze Bildungsgüter wie zum Beispiel die lateinische Sprache oder die Altertumskunde waren verpönt, statt dessen sollte es um angewandte Mathematik gehen, Ökonomie, Geographie und die Geschichte ab dem sechzehnten Jahrhundert, denn die ältere Geschichte war zur Beurteilung der gegenwärtigen Situation nicht mehr zu gebrauchen. Dazu natürlich religiöse Unterweisung, was vor allem darin bestand, „dass der Kronprinz Bibelsprüche und Psalmen auswendig zu lernen hatte.“¹⁴ Friedrich hasste dieses Reglement, und er hasste den andauernden Zwang, die andauernde Kontrolle, unter der er stand. Zwar hatte er keine andere Wahl, als sich an den Stundenplan zu halten und seine Lektionen zu lernen, und auch beim Exerzieren mit der eigens für ihn aufgestellten Kadettenkompanie machte er gute Miene zum bösen Spiel.

Immerhin bestand auch die väterliche Anweisung, gute Bücher zu lesen, aber die Auffassungen von König und Kronprinz, was man darunter zu verstehen habe, gingen auseinander. Als Friedrich Wilhelm bemerkte, dass sein Sohn sich mit französischen Autoren wie Voltaire befasste und sogar eine eigene kleine Bibliothek zusammengetragen hatte, wurden die Bücher sofort verkauft.

In seiner Erziehung schreckte Friedrich Wilhelm nicht vor Demütigungen seines Sohnes zurück. Friedrich selbst berichtet, er habe als Kind zusammen mit seinem Lehrer gerade die lateinische Deklination geübt – heimlich natürlich und gegen die Instruktion des Königs –, als sein Vater das Zimmer betreten und in Anbetracht des schrecklichen Verstoßes gegen sein Reglement sowohl den Lehrer als auch den Schüler mit Fußtritten und Schlägen traktiert habe.¹⁵ Man wird kaum bestreiten wollen, dass dieser Generationenkonflikt nur schwer zu überbrücken war. „Athen stand gegen Sparta.“ Es musste einen Mann wie Friedrich Wilhelm zur Weißglut bringen, „wenn er sah, wie sein Erbe als ein weichlicher Dilettant aufwuchs, der kostbare Zeit mit Dichten und Flötenspielen verschwendete, an der Jagd kein Gefallen fand, die Trinkgelage und ungeschlachten Späße ... verabscheute.“¹⁶

In dieser Atmosphäre dürfte Friedrich seine Fähigkeiten zur Verstellung erworben haben, die er jetzt gegenüber dem Vater und später im Umgang mit konkurrierenden Mächten brauchte, und auch sein Selbstbehauptungswille mag hier seinen Ursprung gefunden haben. Trotz aller Verstellungskunst hegte er bereits im Alter von sechzehn Jahren erste Fluchtpläne, die dann in seinen bekannten Fluchtversuch von 1730 mündeten. Das oft Erzählte lässt

sich schnell berichten. Vorsichtige Anfragen nach einem Asyl in England waren abschlägig beschieden worden, die Aussichten in Frankreich schienen günstiger zu stehen. Der Plan zur Flucht nach Frankreich wurde mit Leutnant Hans Herrmann von Katte besprochen und im Mai 1730 während einer Reise an süd- und westdeutsche Höfe in die Tat umgesetzt – aber auf welche Weise! Natürlich stand Friedrich wie immer unter strengster Bewachung, und kaum wartete er morgens um drei Uhr auf die Pferde, die ihm sein Page bringen sollte, als sich auch schon mehrere seiner Aufpasser zu ihm gesellten und die Flucht beendet war, bevor sie auch nur begonnen hatte. Katte als Mitwisser der Konspiration wurde verhaftet, „der Thronerbe wurde seines Degens beraubt, geschlagen und von seinem Vater verhört.“¹⁷ Man brachte Friedrich zur Festung Küstrin, und Friedrich Wilhelms Gedankenwelt wird deutlich in seiner Instruktion an die begleitenden Offiziere: „Wenn ... sich begeben sollte, dass man Euch ... denselben abnehmen wollte, und Ihr nicht im Stande wäret, solches wider eine größere Gewalt zu verhindern, so sollt Ihr dahin sehen, dass die anderen ihn nicht anders als tot bekommen.“¹⁸

Katte wurde vom Kriegsgericht zu lebenslanger Festungshaft verurteilt, was Friedrich Wilhelm gegen das Votum der Richter in ein Todesurteil verwandelte, und auf der Festung Küstrin in Sichtweite des Kronprinzen hingerichtet. Friedrich selbst war sich keineswegs sicher, ob nicht auch ihm die Hinrichtung wegen erwiesener Desertion drohen werde. Ob Friedrich Wilhelm so weit gehen wollte, ist nicht klar. Fest steht er nur, dass er es nicht konnte, zu stark wäre die Empörung im eigenen Land gewesen, zu dringlich waren schon

jetzt die Anfragen und Bitten auswärtiger Mächte. Und so wurde Friedrich kurze Zeit später aus der Festungshaft entlassen, um in Kreis Küstrin eine Art Lehrzeit in der Verwaltung zu absolvieren, die ihn wieder auf den Pfad der Tugend bringen sollte. Ein Zeichen des Vertrauens war das nicht. Noch immer stand er unter strengster Überwachung, noch immer regelte der König in einem „Dokument nachtragender Engherzigkeit“¹⁹ Tagesablauf, Lektüre und sogar den erlaubten Gesprächsstoff. Aber Friedrich „hatte gelernt, sich Gedanken zu machen, sich auf sich selbst zu verlassen, seine Gefühle zu verbergen, hart zu arbeiten“²⁰ – Eigenschaften, die ihm in den nächsten Jahren sehr nützlich sein sollten. Den Fehler, sich direkt gegen seinen Vater aufzulehnen, würde er nicht mehr begehen, nicht einmal, als Friedrich Wilhelm 1732 mit Elisabeth-Christine von Braunschweig-Bevern eine Gattin für seinen Sohn aussuchte, die Friedrich durchaus nicht heiraten wollte. Seine Abwehrversuche blieben jedoch indirekt, nie an den Vater selbst gerichtet, und auch diesen Widerstand gab er am Ende auf, weil er sich dem Risiko des väterlichen Zorns kein weiteres Mal aussetzen mochte. „Wenn ich heirate“, so schrieb er, „heirate ich als Mann von Lebensart, das heißt, ich lasse Madame ihre Wege gehen und tue meinerseits, was mir gefällt; vive la liberté. ... Ich werde mein Wort halten, werde heiraten, aber dann ist's genug.“²¹

Bis auf eine kurze Zeit in Rheinsberg hat er sich an diese Worte sehr genau gehalten. Zunächst hatte aber die ungeliebte Ehe auch etwas Gutes, denn er durfte nun weit ab vom König sein Leben deutlich freier gestalten als er es bisher kannte, als Oberst eines Regiments in Neuruppin und Mittelpunkt des so genannten Musenhofes auf

Schloss Rheinsberg. „Hier konnte er ein Leben nach seinem Geschmack führen und sich dem Blick seines Vaters so viel wie möglich entziehen.“²² Konzerte, Lektüre nach seinen und nur seinen Vorstellungen, Beschäftigung mit Naturwissenschaft und Philosophie, und das alles weit weg vom Vater, von seinen Kontrollen und Vorhaltungen. Man hat ihm vorgeworfen, er habe „sich als Schöngeist, als Lebenskünstler“ getarnt²³, aber das „Schöngestige“ hat ihn schon vor Rheinsberg beschäftigt und auch danach, selbst während der Kriegszeiten. Und umgekehrt hat sich auch der Rheinsberger Schöngeist Friedrich nicht auf die schöne Literatur, auf das Flötenspiel und die Komposition, auf Philosophie und geistvolle Gesellschaft beschränkt. Hatte er noch vor nicht allzu langer Zeit die Uniform verächtlich als Sterbekittel bezeichnet, so fand er jetzt in zunehmendem Maß Freude an den militärischen Übungen seines Regiments. Ihm war klar geworden, dass er über viele Aspekte seines zukünftigen Herrscherdaseins bestenfalls oberflächlich informiert war, und so widmete er seine Zeit nicht nur der schöngestigen philosophischen Konversation, sondern „im Vordergrund standen nun intensive Studien, die sich mehr und mehr aus eigenem Impuls mit den geistigen Grundlagen eines Fürstenregiments beschäftigten, das sich der Aufklärung und dem Naturrecht verpflichtet fühlte.“²⁴

Was die Philosophie angeht, so befasste er sich zunächst vor allem mit Christian Wolff, dem Juristen, Mathematiker und Vertreter der Aufklärung, den Friedrich Wilhelm I. 1723 von der Universität Halle vertrieben hatte. Fasziniert hat ihn dabei zweierlei: die Naturrechtslehre Wolffs, die Friedrich stark in Richtung auf den so genannten aufgeklärten Absolutismus be-

einflusst hat, und die logische Präzision von Wolffs Argumenten. „Ich bin mir sicher“, so schrieb er 1736 an Voltaire, „dass die Beweiskraft all seiner Lehrsätze, die sich mit mathematischer Folgerichtigkeit einer aus dem anderen ergeben, Sie verblüffen wird.“²⁵ Seiner Freude an der Naturrechtslehre tat es wohl kaum Abbruch, dass in der von Wolff vertretenen Fassung der Absolutismus seine Rechtfertigung fand und Aufklärung verstanden wurde als „eine Aufgabe des Herrschers, ein Prozess der Erziehung des Volkes unter der Leitung und im Interesse des Staates“²⁶ – eine Haltung, bei der Friedrich ein Leben lang blieb.

Es war aber nicht nur Wolffs Philosophie, die auf Friedrich Einfluss nahm. Ausgiebig korrespondierte er mit französischen Intellektuellen und unter ihnen vorwiegend mit einem, von dem er mehr als 40 Jahre lang nie ganz loskommen sollte: Voltaire. Der Briefwechsel mit Voltaire begann 1736 und wurde mit einigen Unterbrechungen bis zu Voltaires Tod 1778 aufrecht erhalten. Anfänglich eher zurückhaltend, ließ sich Voltaire schnell darauf ein, brieflicher Mentor des Kronprinzen zu werden in der Hoffnung, auf diese Weise die Aufklärung auch in Preußen etwas voran zu treiben. „Nur die wahrhaft guten Könige“, schrieb er an Friedrich, „waren es, die, ganz wie Sie, damit begannen, dass sie sich bildeten, ... das Wahre liebten, Verfolgung und Aberglauben verabscheuten.“²⁷

Und gebildet hat er sich, in andauernder und vielfältiger Lektüre, im Gespräch mit seinem geistreichen Zirkel, durch die Korrespondenz mit aufklärerischen Philosophen und durch seine Analysen der politischen Situation. Kaum war er König geworden, kaum war der Habsburger Kaiser Karl VI. gestorben, da schrieb er in

einem Brief an den italienischen Schriftsteller Algarotti: „Eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine großen Regungen. Alles war vorgesehen, alles vorbereitet, also handelt's sich nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich seit langer Zeit in meinem Kopf bewegt habe.“²⁸ Wie man mit einer politischen Gelegenheit umgehen sollte, als die sich ihm der frühe Tod des Kaisers darstellte, das hatte er sich schon in den Rheinsberger Tagen ausgedacht, und der bald darauf begonnene erste Schlesische Krieg zeigt, dass es nicht nur beim Denken blieb. Literatur also, Philosophie und Musik, das alles beschäftigte Friedrich in seinem Musenhof, aber eben nicht nur. Nicht weniger wichtig waren Militär und Politik, und das heißt: Machtpolitik und ihre gedankliche Vorbereitung.

Was er in dieser Zeit zur Machtpolitik zu sagen hatte, findet man in seinem wohl berühmtesten Text, dem „Antimachiavel oder: Die Widerlegung des *Fürsten* von Machiavelli“, von dem gleich noch die Rede sein wird. Seine erste philosophisch zu nennende Schrift war aber die erst posthum veröffentlichte „Abhandlung über die Unschädlichkeit der Irrtümer des Geistes“, in der er sich mit Fragen der Erkenntnistheorie auseinandersetzt. Dass die menschliche Erkenntnis schnell an ihre Grenzen stößt, hatte er schon in einem Brief an Voltaire betont: Gott habe dem Menschen „genügend Wissen gegeben, um sich in der Welt durchzuschlagen, aber nicht genug, um seine Wissbegier zu befriedigen. Wir sind zum Handeln geschaffen, nicht zur Betrachtung.“²⁹ Diese Tendenz zum Skeptizismus hat er in der „Abhandlung“ von 1738 ausgearbeitet und in Form eines Dialogs mit einem fiktiven Gesprächspartner vorgestellt, selbstverständlich in franzö-

sischer Sprache, die er deutlich besser beherrschte als die deutsche und derer er sich mit Vorliebe bediente.

Der Dialog beginnt mit einem Plädoyer seines Gegenübers für die Richtigkeit der kopernikanischen Lehre im Gegensatz zu den überholten Vorstellungen Tycho Brahes über die Bewegungen von Erde, Planeten und Sonne. Der Ich-Erzähler, den man guten Gewissens mit Friedrich identifizieren darf, meint dazu: „Ihr Eifer für Kopernikus scheint stark zu sein ... Ich will gerne glauben, dass er Recht hat. Aber ist das wirklich sicher? Wer garantiert es Ihnen?“⁽²³⁾³⁰ Eine sichere Erkenntnis von Wahrheiten, welcher Art auch immer, ist nicht möglich, „sie alle sind zweifelhaft. ... Selbst das Zeugnis der Sinne, fast das Sicherste, was wir haben, ist nicht immer zuverlässig,“⁽²⁵⁾ und so kann man bei „abstrakten Dingen der Philosophie“ schon gar nicht von Gewissheit reden. Immerhin ist es denkbar, dass zwei völlig verschiedene Systeme die gleichen Naturerscheinungen erklären, und auch „Newton wartet nur auf einen Nachfolger, der ihm dasselbe Schicksal widerfahren lässt.“ Ein System aufzustellen, ist auch nicht sehr schwer, denn man glaubt stets an das, was man beweisen will, und so sucht der Philosoph „nach Gründen, um seinem System den Anschein von Wahrscheinlichkeit zu geben,“⁽²⁵⁾ und das ist eben die Quelle von Irrtümern. Weil man vorschnell dem eigenen System vertraut und nicht dazu neigt, „von Folgerung zu Folgerung zu schreiten und einfach mitanzusehen, wohin das führt“, ist der Irrtum unser unvermeidliches Erbteil. ^(25ff)

Der Schöpfer hat „die Wahrheiten in Abgründen verborgen, die unsere schwache Einsicht nicht erforschen kann,“⁽²⁷⁾ man ist vielleicht in der Lage, sie zu erraten,

aber sie müssen immer ungewiss und zweifelhaft bleiben: „Philosophisch betrachtet, kennen wir gar nichts.“ Aus den wenigen Aspekten der Wirklichkeit, die man sieht, schließt man auf das Ganze und muss dann damit rechnen, dass man sich „über die Gesamtheit beträchtlich irren“ wird. ⁽²⁹⁾ Die „Beschaffenheit unseres Geistes“ erlaubt es uns nicht, zu tiefgreifenden Erkenntnissen zu gelangen, denn „wir gleichen jenen, die an der Küste entlang segeln und sich einbilden, das Festland bewege sich.“⁽²⁹⁾

Aber die Probleme liegen auch noch in unserer eigenen Biographie, „in den Vorurteilen der Erziehung.“ Sieht man sich an, wer an der Erziehung eines Menschen beteiligt ist, so sind alle „von Anfang an unglaublich darauf erpicht, ihren Sprösslingen die eigenen Ideen einzupflanzen.“ Das Resultat ist klar: „Im Laufe der Zeit werden diese tief verwurzelten Irrtümer schließlich gewaltig,“⁽³³⁾ und man lässt sich von der Gewohnheit leiten anstatt das eigene Denken zu ändern. Und wieder ergibt sich: „Der Irrtum ist das Erbteil der Menschheit.“ Ein Skeptiker hat keine andere Wahl als „den so genannten Erfahrungswahrheiten eher Zweifel als Glauben entgegenzubringen,“⁽³³⁾ man muss die Dinge von allen Seiten betrachten und zweifeln. „Mit diesem Skeptizismus nähere ich mich zwar nicht in Riesenschritten der Wahrheit, ... aber er bewahrt mich vor den Hinterhalten der Vorurteile.“⁽³⁵⁾

Tatsächlich ist aber manch ein Irrtum „so süß, dass man ihn der Wahrheit vorziehen möchte.“ Solche Irrtümer „verheißen Ihnen Ströme von Seligkeit, die so hold sind, dass sie Ihnen sogar den Tod versüßen.“⁽³⁷⁾ Aber auch der Irrtum der Wahrheitssuchenden darf ihnen nicht angelastet werden. „Sie suchten den Weg der Wahrheit,

aber ihre Kräfte reichten nicht aus, um ans Ziel zu gelangen.“ Das muss man bemitleiden und beklagen, aber nicht verurteilen. „Es ist schon ein großes Unglück für uns, dass diese Wahrheiten unergründlich sind. Wir dürfen es nicht noch dadurch verschlimmern, dass wir diejenigen verachten, die bei Entdeckung dieser neuen Welt Schiffbruch erleiden.“(39) Nachsicht gegenüber Irrtümern ist immer geboten, schlimm sind nur jene „unfehlbaren Gelehrten, deren Worte als Orakelsprüche zu gelten haben.“ Und ganz allgemein gilt: Was auch immer über spekulative Fragen gedacht wird, „ich verzeihe es Ihnen gern, wenn Sie nur menschlich sind.“(41)

Friedrich vertrat also eine skeptische Erkenntnistheorie, die den Irrtum als unvermeidlich ansah, vor moralischer Verurteilung des im Irrtum Befangenen warnte und am Ende der Menschlichkeit den Vorrang gab. Die Betonung der Menschlichkeit findet sich auch im bereits erwähnten Antimachiavel, aber nicht nur sie. Wenn Sebastian Haffner meint, „der von aufgeklärter Menschenfreundlichkeit geradezu tiefende ‚Antimachiavel‘“ sei „der eigentliche Friedrich“ gewesen³¹, so ist das nur die halbe Wahrheit. Sicher: auch um Humanität und Aufklärung geht es da, doch ebenso um die Rechtfertigung der absolutistischen Regierungsweise, um die Rolle des Königs in der Kriegführung und um die Frage, womit man wohl einen Krieg rechtfertigen kann – also um die Mechanik der Macht, die wenig mit tiefender Menschenfreundlichkeit zu tun hat.

Verfasst hat Friedrich den Antimachiavel 1739, noch als Kronprinz, woraufhin er den Text im April 1740 an Voltaire mit der Bitte um Überarbeitung schickte. Die Veröffentlichung erfolgte dann im September 1740, und da saß Friedrich bereits auf dem

preußischen Thron und hätte gern die eine oder andere Formulierung des Textes geändert, um spätere Vorhaltungen zu vermeiden. Es war zu spät, der Antimachiavel erschien und zeigte Wirkung unter seinen Lesern, damals und heute. Bezeichnete Voltaire ihn noch als den Katechismus der Könige, so meinte Rousseau 1758 unter dem Eindruck der friderizianischen Politik, Friedrich sei „ein Mensch ohne Prinzipien, der jedes Menschenrecht mit Füßen tritt ... und der seinen Machiavellismus begann, indem er Machiavelli widerlegte.“³²

Denn genau darum ging es Friedrich: Er wollte den „Fürsten“, das staatstheoretische Werk Machiavellis widerlegen, indem er es Kapitel für Kapitel, Punkt für Punkt durchging und nachwies, dass sein Autor moralisch tiefstehend und politisch indiskutabel war: „Machiavelli verdarb die Politik und unternahm es, die Gebote der gesunden Moral zu vernichten.“(47) Friedrich will „zur Verteidigung der Menschheit gegen ein Ungeheuer“(47) antreten, das dazu geeignet ist, die Fürsten zu verderben. „Die wahre, nur auf Gerechtigkeit und Güte gegründete Staatskunst der Könige“ unterscheidet sich fundamental vom „zusammenhanglosen System voller Grauen und Falschheit“, für das Machiavelli verantwortlich zeichnet. (51) Die Macht der Fürsten, so meint Friedrich, beruht auf dem Entschluss der Völker, sich Richter und Beschützer zu geben, die dann auf der Basis von Klugheit und Gerechtigkeit ihre Aufgaben erfüllen, womit er die Theorie des Gesellschaftsvertrages vertritt. Daraus folgt, dass der Herrscher nicht der Gebieter seiner Völker, sondern „selber nur deren erster Diener ist und dass er das Werkzeug ihres Wohlergehens sein soll.“ Schon hier hält sich Friedrich aber

eine kleine Hintertür offen, indem er den Zusatz „wie jene Völker das Werkzeug seines Ruhms sind“ hinzufügt. (53)

Aber wie kann man überhaupt legitimer Herrscher eines Landes werden? Auf drei möglichen Wegen: „durch Erbfolge, durch Wahl der Völker, ... oder wenn man durch einen rechtmäßig geführten Krieg dem Feind eine oder andere Provinz abrin-ge“(53) – hier bleibt die Frage, wann ein Krieg gerechtfertigt sei, noch offen, Friedrich wird ihr aber später noch nachgehen. Unter allen Regierungsformen ist allerdings „eine gute monarchische Regierungsform“ die beste, weil ein guter Fürst viel Gutes tun kann, während in einer „Republik des Wettstreits“ wegen der großen Zahl an Meinungen nichts „Lobenswertes zu erwarten ist.“(55) Zu den guten Leistungen eines Fürsten werden aber Eroberungen in der Regel nicht zählen können, denn im Gegensatz zu Machiavellis Zeiten, als sich ein Eroberer seines Ruhmes noch sicher sein konnte, kann ein Herrscher mittlerweile Ruhm nur dann erlangen, „wenn er seine Talente für die Aufrechterhaltung des Rechts einsetzt oder wenn er aus Notwendigkeit zum Eroberer wird, und nicht, weil sein Temperament ihn dazu anspornt.“(59) Im Gegensatz zu Machiavellis Auffassung darf ein Fürst nicht ungestraft Böses tun, denn „sein Ansehen in der Welt wird dahin sein. ... Der Abscheu seiner Untertanen wird seine Strafe sein.“(63)

Dass nur wenige Menschen vernünftig sind, sieht man nach Friedrichs Meinung an Machiavellis Vorstellungen darüber, „wie ein eroberter, freier und republikanischer Staat zu behaupten sei“(73), vor allem an seinem Vorschlag, es gebe „kein zuverlässigeres Mittel, einen freien Staat, den man erobert hat, zu behaupten, als

ihn zu zerstören.“(75) Aber selbst wenn man nicht über Menschlichkeit reden will, so stellt sich die Frage, zu welchem Zweck man denn die Eroberung unternommen hat. Ein erobernder Fürst, der sich an Machiavellis Rat hält, richtet sich im Zuge der Eroberung zugrunde „und zerstört dann das einzige Land, das ihn für seine Verluste entschädigen könnte,“(75) eine sowohl unmenschliche als auch unvernünftige Handlungsweise. Im Übrigen lassen sich Eroberungen zurückführen auf die „maßlose Begierde nach falschem Ruhm“, der Fürsten gerne erliegen, die sie aber in der Regel unglücklich machen wird, da „es leichter ist, Ämter und Stellen zu erhalten als Königreiche zu erobern.“(79) Machiavelli spricht „nur von den Ehrgeizigen, die das Glück auf ihrer Seite hatten“(81), aber erstens sind auch viele angehende Eroberer gescheitert und zweitens ist auch ein erfolgreicher Eroberer nur ein berühmter Räuber, „der durch die Größe seiner Taten Eindruck macht.“(83) Echter Ruhm eines Eroberers kann nur darin liegen, „einem Volk die Freiheit zu schenken, nachdem man es gerettet hat.“(85)

Unredliches Verhalten ist allerdings nicht auf regierende Fürsten beschränkt, denn auch die Kleriker hintergehen „oftmals die Welt und denken dabei nur an ihren eigenen Vorteil, während sie den Anschein erwecken, dem himmlischen Interesse am meisten verpflichtet zu sein.“(89) Während Machiavelli dem Vertrauensmissbrauch das Wort redet, fragt Friedrich, ob es klug ist, „den Menschen zu zeigen, wie man betrügen, wie man Meineid begehen kann? ... Wenn Sie den Eid missachten, wie wollen Sie dann Untertanen und Völker verpflichten, Ihre Herrschaft zu achten?“(89) Wie auch das Beispiel Cesare Borgias zeigt, stürzen auf Verbrechen und Hinter-

halt beruhende Erfolge in sich zusammen, die Ehrsucht ist nur „ein Hirngespinnst, das Güter verspricht, die zu geben es nicht in der Lage ist“, und der Ruhm, dem der Ehrstüchtige nachstrebt, ist ein falscher Ruhm. (95)

Nun sind aber „Könige auch nur Menschen, und alle Menschen sind gleich,“(99) weshalb auch königliche Niedertracht die gleichen Probleme mit sich bringt wie private: Der niederträchtige Herrscher „wird doch unglücklich genug sein, denn er müsste sich als Schande des Menschengeschlechts betrachten,“ selbst dann, wenn er seine Verbrechen ungestraft begehen könnte. (101) Im Gegensatz zu Machiavellis Empfehlung, Grausamkeiten zu begehen, solange sie zum passenden Zeitpunkt erfolgen, ist „die Kunst, die Herzen zu gewinnen, die zuverlässigste Grundlage für die Sicherheit eines Fürsten und die Treue seiner Untertanen.“(105)

Problematisch im Hinblick auf die Gefahr des Despotismus ist nach Friedrichs Auffassung die Staatsform der Republik. „Mehrere Republiken sind im Laufe der Zeiten wieder in den Despotismus zurückgefallen, das scheint sogar ein unvermeidliches Unglück zu sein. ... Denn wie sollte eine Republik auf ewig den Kräften Widerstand leisten, die ihre Freiheit untergraben? ... Die Unzulänglichkeiten ihrer Verfassung werden also jede Republik ... zugrunde richten.“(107) Die beste aller Staatsformen ist deshalb die Monarchie, sofern ein König die Absicht hat, seine Pflichten zu erfüllen. Deshalb muss „die Tugend der einzige Beweggrund unserer Handlungen sein, denn wer Tugend sagt, sagt Vernunft: Beide sind untrennbar miteinander verknüpft“; ansonsten besteht die Gefahr des Despotismus. (109f) Überaus problematisch ist nach Friedrichs Auffassung aber auch die

Rolle der geistlichen Fürsten, die offenbar ihr geistliches Amt aufs Größte mit einem weltlichen verwechseln. Wie kann das sein? „Das kommt daher, weil diese Herren sich wenig über den unverständlichen Jargon, den sie benützen, aber umso mehr über die Größe der ihnen zustehenden Einkünfte Gedanken machen.“(119) Auf die Redlichkeit der Kleriker darf man nichts geben, denn es wimmelt „in keinem Land so sehr von Bettlern wie in den Ländern, die den Priestern gehören und wo man ein erschütterndes Bild allen menschlichen Elends erblicken kann.“(121) Wie kommt es, dass die Menschen so etwas ertragen? Es liegt daran, dass „die Religion eine alte Maschine ist, ...derer man sich zu allen Zeiten bedient hat, um sich der Treue der Völker zu versichern,“ und wer mit Gott und dem Teufel Politik macht, hat gute Chancen zu triumphieren. (123)

Sein Anliegen, Machiavelli zu widerlegen, muss Friedrich streckenweise beiseite schieben, da er Übereinstimmungen mit seinem Kontrahenten feststellt. Er pflichtet ihm darin bei, „dass einem Reich mit Söldnern schlecht gedient ist“ und dass es gefährlich ist, durch Einsatz von Söldnern „seine Untertanen in Untätigkeit ermatten und durch Üppigkeit verweichlichen zu lassen,“ lässt sich aber eine Hintertür offen, denn es gibt Fälle, „die eine Ausnahme von dieser Regel zu erfordern scheinen.“(127) Auch in Bezug auf die Rolle des Fürsten in der Kriegführung gibt es keine Differenzen zwischen Friedrich und dem Verfasser des „Fürsten“. Ein großer Fürst hat „die Führung seiner Truppen selbst zu übernehmen, ... da alle Befehle von ihm ausgehen und auf diese Weise Beratung und Ausführung mit äußerster Geschwindigkeit aufeinander folgen,“(129) ja, er muss selbst dem Tod trotzen, „sobald

Pflicht, Ehre und ein unsterblicher Nachruhm es gebieten.“(131) Dennoch darf ein Fürst im Gegensatz zu Machiavellis Auffassung nicht nur Soldat sein. „Ein Fürst erfüllt nur die Hälfte seiner Berufung, wenn er sich bloß dem Kriegswesen widmet. ... Die Fürsten sind ihrem Amt nach Richter, und wenn sie Feldherren sind, dann ist das nur eine Zusatzrolle.“(141) Es kommt stets darauf an, dass „sie sich damit befassen zu lernen, damit sie sich mehr Kenntnisse erwerben und umso besser in der Lage sind, Ideen zu kombinieren. Ihr Beruf ist es, klar und richtig zu denken, und dafür sollten sie ihren Geist schulen“ und nicht etwa ihre Zeit mit sinnlosen Jagdvergnügungen vergeuden. (147)

Machiavellis Ratschlag, Tugenden und Laster nur danach zu bewerten, ob sie die Sicherheit und Wohlfahrt des Fürsten gefährden oder fördern, begegnet Friedrich mit der Frage, ob man darüber streiten und Argumente anführen muss, „um zu beweisen, dass die Tugend Vorrang vor dem Laster hat. ... Jeder vernünftige Mensch kennt seine Interessen gut genug, um zu fühlen, aus welcher dieser beiden Alternativen eindeutig mehr Nutzen zu ziehen ist.“(155) Freigebigkeit betrachtet er im Gegensatz zur Verschwendung als eine Tugend, „der Luxus, der durch Überfluss entsteht, ... bringt ein großes Königreich zum Blühen,“(157) wäre allerdings im Falle kleiner Staaten, die ihn sich nicht leisten können, eine ruinöse Verschwendung. Ein freigebiger Fürst wird von der Vernunft geleitet, gibt nicht mehr aus als er einnimmt und versucht im Rahmen seiner Wohltätigkeit „den Völkern seiner Herrschaft jegliches Glück zu verschaffen, das der Zustand, in dem sie sich befinden, jeweils zulässt.“(161) Was unter anderem zum Glück der Völker gehört, verschweigt

Friedrich nicht. „Der Fürst als Vormund seiner Untertanen hat für die Verwaltung der Staatsgelder zu sorgen; er ist gegenüber seinen Untertanen dafür verantwortlich und sollte ... ausreichende Mittel auf Vorrat ansammeln, um in Kriegszeiten die notwendigen Ausgaben bestreiten zu können, ohne gezwungen zu sein, seinen Untertanen neue Lasten aufzubürden.“(161) Die Macht über das Leben seiner Untertanen ist nach Friedrich eine Bürde für den Fürsten, der ihr Leben nur dann antasten darf, „wenn dringende Notwendigkeit es erfordert.“(165) Bei aller manchmal notwendigen Strenge muss man stets auf Mäßigung achten. Ein König, „der mit seiner Politik nur darauf abzielt, gefürchtet zu werden,“ herrscht nur über Sklaven und kann „von seinen Untertanen keine großen Taten erwarten“.(169) „Ohne allzu nachsichtig zu sein,“ soll der Fürst stets Güte walten lassen. (171) Und auch die Tugend der Ehrlichkeit schätzt Friedrich hoch ein, denn „sogar in der Politik ist Betrugerei ein Stilbruch, wenn man darin zu weit geht“, was aber wieder eine Hintertür offen lässt, da zunächst unklar bleibt, wann man zu weit gegangen ist. (177) Es liegt nicht im Interesse der Fürsten, wenn sie „betrügen und die Welt hinters Licht führen; einmal gelingt es ihnen, doch dann büßen sie das Vertrauen aller Fürsten ein.“ Doch gibt es Ausnahmen, die diese Regel stark einschränken, nämlich „bittere Notwendigkeiten ..., in denen ein Fürst nicht umhin kann, seine Verträge zu brechen und seine Bündnisse zu lösen. Doch muss er dabei den Anstand wahren und seine Bündnispartner rechtzeitig benachrichtigen, vor allem aber dürfen nur das Wohl seiner Völker und die größte Notlage ihn dazu zwingen.“ (179) Hat man also in der Außenpolitik gewisse Spielräume der Red-

lichkeit, so gilt das nicht im Umgang mit den Untertanen: „Heutzutage muss ein Fürst alle Stände ... gleich gut behandeln und er darf keine Unterschiede machen, sonst gibt es Neid, der für seine Interessen schlimme Folgen haben könnte.“(193) In jedem Fall muss das „Wohl des Staates“(199) erstes Ziel des Fürsten sein, was auch Auswirkungen auf seine kriegerischen Unternehmungen hat. Lobenswert ist eine Eroberung nur „in dem Maße, in dem die Unternehmung des Eroberers gerecht ist“ und in dem sie positive Folgen hat. Dagegen sind religiös motivierte Kriege zu vermeiden, „denn das hieße, den Klerus mittelbar zum Herrn über Krieg und Frieden ... zu machen.“(205) Die Interessen des Fürsten verlangen es, religiöse Toleranz zu fordern und jeden Fanatismus auszurotten, auch indem er seine „Verachtung für die eitlen Zänkereien der Priester zum Ausdruck“ bringt. (207) Zu fördern sind dagegen Künste und Wissenschaften, denn auf diese Weise kann der Fürst seine Staaten „mächtiger und zivilisierter werden lassen,“(209) kann Handel, Gewerbe und Landwirtschaft fördern und verhindern, „dass das Geld außer Landes geht.“(211) Deshalb sind die zu ehren, „die sich dafür einsetzen, unsere Kenntnisse zu vervollkommen, die sich dem Kult der Wahrheit widmen. ... Und da die Weisen die Welt aufklären, würden sie es verdienen, auch ihre Gesetzgeber zu sein.“(213) Am besten lassen sich diese Ziele erreichen, indem der Fürst die Staatsgeschäfte persönlich leitet, da er sonst „nur das Werkzeug seines Ministers“ ist. (215) Die Fähigkeiten seiner Mitarbeiter kann ein Fürst zwar problemlos beurteilen, aber es ist ihm „nahezu unmöglich, ihre Uneigennützigkeit und Treue richtig einzuschätzen, denn gewöhnlich besteht die Politik der Minister vor

allem darin, ihre Ränke und Schliche“ vor dem Fürsten zu verheimlichen .(217) Im Interesse des Staates ist daher die Selbstherrschaft unvermeidbar. Dazu „bedarf es einer gewissen Rechtschaffenheit und Tugend“, nicht aber der Ungerechtigkeit und Grausamkeit, die Machiavelli immer wieder für nötig hält. Staatskunst ist „eigentlich nichts anderes als die Summe der fürstlichen Klugheit“(229) „Der Fürst, der alles besitzen will, ist wie ein Magen, der sich gefräßig mit Fleisch überlädt“(231); er soll sich darauf beschränken, gut zu regieren. Doch auch die fürstliche Klugheit ist von den Umständen abhängig, von den Verhältnissen, in denen sie wirkt; es kommt deshalb immer darauf an, „seinen Scharfsinn zu vervollkommen und seine Umsicht zu erweitern.“(233) Allerdings kann niemand „die unendliche Vielfalt verborgener Ursachen miteinander kombinieren“, zumal auch unvorhersehbare kleine Ursachen große Wirkungen haben können. (235f.) Um mit diesen äußeren Umständen umgehen zu können, braucht es Klugheit und die Fähigkeit, „sich mit seinem Temperament auf die Umstände einzustellen.“ Sowohl das Temperament einer „kühn zugreifenden Lebhaftigkeit“ als auch das einer „sorgsam Umschau haltenden Bedächtigkeit“ haben je nach Zeitumständen ihre Berechtigung. (239) Damit die Kühnen wie auch die Umsichtigen „große Männer werden, müssen beide im rechten Augenblick die Welt betreten“, (243) womit Friedrich sich wieder eine Hintertür in Richtung der Eroberungspolitik seiner ersten Jahre offen hält. Auch bei der Beurteilung eines Krieges sind die Umstände heran zu ziehen. „Ein Krieg wird durch seinen Anlass zu einer gerechten oder einer ungerechten Sache.“(253) Am gerechtesten sind dabei die Verteidi-

gungskriege, aber manchmal sind Fürsten auch gezwungen, ihre „Rechte und Ansprüche ... selbst zu behaupten und mit der Waffe in der Hand einen Rechtsstreit zu führen“, also einen Krieg zur Wahrung der eigenen Interessen. Und schließlich wird man, wenn die Bedrohung durch auswärtige Mächte zu groß wird, auch zum Mittel des Präventivkrieges greifen, denn „eine verlässliche Maxime besagt, es sei besser, zuvorzukommen als zuvorgekommen zu werden.“(255) Kriege, die unter eine dieser drei Kategorien fallen, „werden stets mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu vereinbaren sein.“(255)

Schon dieser Überblick zeigt, dass Friedrichs „Antimachiavel“ nicht nur ein Plädoyer für aufgeklärte Menschlichkeit war. Friedrich vertrat keine idealistische Utopie. Den gesamten Text durchziehen sehr konkrete Vorstellungen über die Handhabung der Macht, die ihm bald zufallen sollte: die uneingeschränkte Macht des Monarchen, die Unabhängigkeit des Selbstherrschers von Ministern, der Aufbau des Heeres, an dessen Spitze der König selbst zu stehen hat, der flexible Umgang mit Verträgen – und natürlich die Betonung der Rolle kühner Lebhaftigkeit sowie die Auflistung gerechter Kriege in den letzten beiden Kapiteln. Etliche seiner Programmpunkte hat er „in völliger Übereinstimmung mit dem Fürstenideal des Machiavelli“ aufgestellt³³, das er doch eigentlich widerlegen wollte, und hätte man seine Äußerungen etwas genauer gelesen, so hätte sich die Überraschung des Publikums über sein Verhalten in den folgenden Jahren in engeren Grenzen gehalten. Auch wenn er aufklärerisches Gedankengut vertrat, auch wenn er das Gottesgnadentum zu den Akten gelegt hatte und seine Herrschaft aus einem Gesellschaftsvertrag begründete –

er machte deutlich, dass er sich als Autokraten verstand, dem niemand ins Handwerk zu pfuschen hatte, nicht das Volk und schon gar nicht die Minister.

Gelegenheit, die theoretischen Erwägungen in die Praxis umzusetzen, fand sich bald. Lange schon schwer krank, starb Friedrich Wilhelm I. am 31. Mai 1739 im Alter von nur 52 Jahren, und die Regierung ging an seinen Sohn Friedrich über, der ohne Frage schon seit einer Weile auf den Tod des Vaters gewartet hatte. Wer nun dachte, das musische Leben von Schloss Rheinsberg als Gefährte des Königs in Berlin fortsetzen zu können, musste sich eines Besseren belehren lassen, nicht umsonst wurde der 1. Juni 1740 als der „Tag der Betrogenen“ bezeichnet. Kein Gedanke daran, die literarischen Freunde des Musenhofes mit einträglichen Posten oder Pensionen zu versehen und mit ihnen die Berliner Residenz zu schmücken: „Die Possen haben ein Ende,“ sagte Friedrich zu seinem vertrauten Kammerdiener Fredersdorf.³⁴ Die Possen – damit war nicht Friedrichs Interesse an Poesie, Philosophie und Wissenschaft gemeint, diese Interessen haben ihn nie verlassen. Gemünzt war der Begriff auf das leichte Rheinsberger Leben, das nun fast übergangslos umschlug in das Leben eines regierenden Königs – eines autokratisch regierenden Königs, wie er es in seinem „Antimachiavel“ beschrieben hatte. Das musste auch der berühmte Alte Dessauer erfahren, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, als er Friedrich tränenüberströmt bat, auch unter dem neuen König seine Ämter und seine Autorität beibehalten zu dürfen, und die Antwort erhielt: „Was die Ämter betrifft, so kann ich euer Liebden beruhigen. Was Euer Liebden mit der Autorität meinen, verstehe ich nicht. Autorität in diesem Lande hat nur

einer, und das bin ich.“³⁵ So fing er an, und so hat er es die ganzen sechsundvierzig Jahre seiner Regierungszeit gehalten, ein Absolutist reinsten Wassers.

Aber auch ein aufgeklärter Absolutist, seine ersten Maßnahmen konnten sich sehen lassen. Gerade ein paar Tage im Amt, schränkte er den Anwendungsbereich der Folter ein, indem er sie bis auf „die Untersuchung von Majestätsverbrechen, Landesverrat und ‚großen Mordtaten‘“ abschaffte, wobei auch in solchen Fällen die Genehmigung des Königs einzuholen war.³⁶ Christian Wolff, von Friedrich Wilhelm wegen der Verdächtigung des Atheismus aus Halle vertrieben, wurde in allen Ehren wieder auf seinen Lehrstuhl berufen, die Akademie der Wissenschaften, die unter Friedrich Wilhelms vollständiger Interesselosigkeit weitgehend verfallen war, wurde erneuert, und es gelang, den international renommierten Philosophen und Mathematiker Maupertuis zum Präsidenten zu berufen. Auch die Zensur wurde abgeschafft, wenn auch nicht ganz. Friedrichs berühmte Wendung, die „Gazetten dürften nicht genieret werden“, wenn sie etwas taugen sollten, bezog sich stets nur auf die unpolitische Berichterstattung, im Übrigen wurde die Aufhebung der Zensur ihrerseits nach kurzer Zeit wieder aufgehoben. Dennoch hielt sie sich in so engen Grenzen, „dass eine lebendige und kontroverse politische Debatte, in Wort und Schrift durchaus möglich war,“ und noch 1775 wunderte sich ein schottischer Reisechriftsteller über „die Freiheit, mit der viele Menschen über Maßnahmen der Regierung sprachen und über das Verhalten des Königs.“³⁷ Dass Friedrich darüber hinaus alle Religionen als gleich und gut bezeichnete und meinte, in Preußen müsse „jeder nach seiner Fassung selig werden,“³⁸ run-

det den aufklärerischen Charakter seiner Maßnahmen ab.

Dabei kam die Armee nicht zu kurz, sie wurde beträchtlich aufgestockt und ihres Charakters als „raue und ziemlich kostspielige Liebhaberei“ des Königs beraubt³⁹: funktionieren sollte sie und nicht nur glänzen, weshalb auch das berühmte Regiment der Langen Kerls Friedrich Wilhelms aufgelöst wurde. Zu Friedrichs Thronübernahme war durchaus nicht abzusehen, ob er seine Armee jemals zum Einsatz bringen würde, aber der Tod des Habsburger Kaisers Karl VI. schuf eine Gelegenheit, die Friedrich nicht verstreichen lassen wollte. Karl VI. war ohne männlichen Erben geblieben und hatte deshalb unter beträchtlichen Mühen und ebensolchen Kosten versucht, die europäischen Mächte auf die „Pragmatische Sanktion“ festzulegen, die seiner Tochter Maria Theresia die Nachfolge in den Habsburger Erbländern sichern sollte – nicht als Kaiserin des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, das war nicht möglich, aber doch als Erbin der Besitzungen des Hauses Österreich. Formal betrachtet, war ihm das gelungen, aber die Ereignisse nach Karls Tod am 20. Oktober 1740 zeigten, dass die internationalen Absicherungen nicht die Tinte wert waren, mit der man sie geschrieben hatte. Bayern kramte alte Ansprüche heraus, und in Sachsen befahl man bereits am 29. Oktober die Mobilmachung der kurfürstlichen Truppen, um sich Schlesien einzuverleiben.⁴⁰ Einen Einmarsch befehlen und ihn dann auch auszuführen, sind allerdings zweierlei Dinge, und Friedrich von Preußen war schneller als die sächsische Konkurrenz.

Die Ausnutzung von Erbstreitigkeiten zum Erwerb von Territorien war nicht unbedingt ungewöhnlich, es gab „immer wie-

der Anlässe und Vorwände, um in einem Zustand permanenter Rivalität den eigenen Machtansprüchen Geltung zu verschaffen.“⁴¹ Friedrich wollte Schlesien, er wollte es, weil es an die eigenen Staaten angrenzte, die Einkünfte eines reichen Landes bot, und weil er verhindern wollte, dass es an Sachsen fiel. Und er wollte den Krieg. „Ich liebe den Krieg um des Ruhmes Willen,“ schrieb er 1741 an Jordan, und : „Die Genugtuung, meinen Namen in den Zeitungen und künftig in der Historie zu sehen, haben mich verführt.“⁴² Das war nichts Neues, der Ruhm der Feldherrn hat ihn schon in Rheinsberg angezogen, wo er „im Vorsaal zur kronprinzlichen Wohnung ... Reliefmedallions von Hannibal, Scipio, Cäsar und Pompeius“ anbringen ließ.⁴³ Dass man irgendeine rechtliche Grundlage für den Krieg haben sollte, war ihm klar, aber er sah sie als Vorwand, als Rechtfertigung nach außen. „Rechtsfragen sind Sache der Minister, ... es ist Zeit, im Geheimen daran zu arbeiten, denn die Befehle an die Truppen sind erteilt“, schrieb er an seinen Minister⁴⁴, und als dann die rechtliche Begründung auf der Basis ausgesprochen zweifelhafter Ansprüche geliefert war, meinte er: „Bravo! Das ist die Arbeit eines trefflichen Scharlatans.“⁴⁵

Ohne sich mit einer Kriegserklärung aufzuhalten, ließ Friedrich seine Armee am 16. Dezember 1740 in Schlesien einmarschieren. Das Geschehen auf den Schlachtfeldern soll hier nicht verfolgt werden; genug zu sagen, dass der erste Einmarsch fast ohne österreichische Gegenwehr erfolgte, dass im April die preußische Armee ihre erste Schlacht dieses Krieges schlug und gewann und daraufhin manche europäische Regierung die vorgeschobene Empörung des Vorjahres vergaß und bei dem großen Spiel mitmischen wollte.

Es kam zu einem Bündnis zwischen Frankreich und Preußen, bei dem Frankreich wieder einmal seine Jahrhunderte alte Rivalität mit Habsburg ausleben konnte, und man verpflichtete sich, die Ansprüche des bayrischen Kurfürsten auf die Kaiserkrone und auf die Erbfolge in Österreich zu unterstützen. Nach einer zweiten gewonnenen Feldschlacht im Mai 1742 – der ersten unter der direkten Leitung des Königs – kam Friedrich zu dem Schluss, dass auf seine Verbündeten nicht allzu viel Verlass war und er das Gewonnene sichern musste: der Friede von Breslau und Berlin wurde im Sommer 1742 mit Österreich geschlossen, in dem Preußen seine schlesischen Eroberungen zugestanden wurden, sodass sich Friedrich unter Bruch seines Vertrages mit Frankreich aus dem Krieg zurückziehen konnte. Der Friede dauerte nicht lange. Schon im Sommer 1744, als Österreich im weiter laufenden Krieg gegen Frankreich und Bayern zu erfolgreich und daher zu gefährlich geworden war, ging Friedrich erneut ein Bündnis mit Frankreich ein, wo man sich offenbar an dem letzten gebrochenen Vertrag nicht weiter störte, und erreichte mehrere preußische Schlachtsiege, in deren Folge Ende 1745 mit dem Frieden von Dresden der Krieg zwischen Preußen und Österreich beendet wurde. Wieder wurde Friedrich Schlesien zugestanden, wieder wurde das Bündnis mit Frankreich aus den Augen verloren. Der österreichische Erbfolgekrieg, der inzwischen längst zu einer „sehr viel umfangreicheren europäischen Konfrontation geworden“ war⁴⁶, endete erst 1748 mit dem Frieden von Aachen, in dem noch einmal der preußische Besitz Schlesiens bestätigt wurde.

Man hat Friedrich vorgeworfen, er habe mit dem Einmarsch in Schlesien und mit

seinen unbekümmerten Vertragsbrüchen gegen die Prinzipien des „Antimachiavel“ verstoßen. Er selbst sah das anders. Auch wenn er die juristische Seite der schlesischen Eroberung zur Bagatelle erklärt hatte, beharrte er immer darauf, dass es hier nur um die Wahrung seiner Rechte und Ansprüche gehe, und das zählte zu den im „Antimachiavel“ erlaubten Kriegsgründen⁴⁷. „Mit meinem Arme die Rechte meines Vaterlands wahren“ – so charakterisierte er in Versform zu Beginn eines Briefes an Voltaire seine erste Schlacht⁴⁸, und als Voltaire, der es sonst nicht an Schmeicheleien fehlen ließ, brieflich fragte: „Werden Sie denn niemals aufhören, Sie und Ihre Amtsbrüder, die Könige, diese Erde zu verwüsten, die Sie, sagen Sie, so gerne glücklich machen wollen?“⁴⁹ – da erhielt er die Antwort, er deklamiere gegen jene, „die mit der Waffe in der Hand ihr Recht und ihre Ansprüche verteidigen.“⁵⁰ Tatsächlich hätte er auch noch darauf verweisen können, dass nach dem Antimachiavel das Temperament einer „kühn zugreifenden Lebhaftigkeit“ seine Berechtigung habe, wenn denn die Umstände passen⁵¹, womit auch Friedrichs Verlangen nach Ruhm eine der vielen Hintertüren seines Werks gefunden hätte. Was seinen wiederholten Vertragsbruch betrifft, so ergab sich hierfür ebenfalls eine Rechtfertigung. „Niemand kann verurteilt werden,“ schrieb er an Kardinal Fleury, den Leiter der französischen Politik, „weil er das Unmögliche nicht getan hat. Im Bereich des Möglichen werden Sie meine Treue unverändert finden.“⁵²

Bei aller Angestrengtheit von Friedrichs Rechtfertigungen erscheint die berühmte Charakterisierung George Goochs, „der Raub Schlesiens zusammen mit der Teilung Polens“ gehöre „zu den sensationel-

len Verbrechen der Geschichte der Neuzeit“⁵³, etwas übertrieben. Dergleichen war nicht sehr ungewöhnlich, „wie der Blick auf die lange Geschichte französischer Angriffe auf Belgien und die westlichen deutschen Staaten“ oder auch die erwähnten Einmarschpläne Sachsens nach Schlesien zeigten. Man sollte nicht ganz vergessen, dass „Preußen unter Friedrich weniger Zeit im Krieg stand als jede andere große europäische Macht.“⁵⁴

Nach dem Frieden von Dresden nahm sich Friedrich vor, nicht einmal mehr eine Katze anzugreifen, es sei denn zur eigenen Verteidigung⁵⁵. Statt dessen wandte er sich lohnenswerteren Projekten zu, politischen wie auch philosophischen. Eine Justizreform wurde begonnen mit dem Ziel, ein klares und einheitliches Recht in Preußen zu verankern, ein Ziel, das erst nach Friedrichs Regierungszeit erreicht wurde, aber ohne ihn kaum angestrebt worden wäre. Um den üblichen Bestechungen vorzubeugen, wurde verfügt, „dass künftig alle Richter staatlich besoldet und damit von den streitenden Parteien unabhängig werden sollten,“ und eine Schule zur Ausbildung von Rechtsreferendaren wurde gegründet⁵⁶. Preußen unter Friedrich war ein Rechtsstaat mit einem hohen Maß an Rechtssicherheit, der erste übrigens in Europa, und weder England noch Frankreich konnten den Vergleich mit preußischer Rechtsstaatlichkeit bestehen, von außerpreußischen deutschen Staaten ganz zu schweigen.⁵⁷ Dazu die Aufgabe, Schlesien aufzubauen, die preußischen Bauern vor der Willkür des Adels zu schützen, aber auch umgekehrt die Privilegien des Adelsstandes zu erhalten, da Friedrich glaubte, in Verwaltung und Armee auf Vertreter des Adels angewiesen zu sein. Und das alles nicht nur dem Namen nach, als oberster

Herr der Minister, sondern tatsächlich als erster Diener seines Staates, als sein eigener erster Minister und Verwalter, der aber noch immer die Zeit fand, Verse zu schmieden, historischen und philosophischen Problemen nachzugehen, zu musizieren und zu korrespondieren. „Nach den Worten Voltaires regierte Sparta am Morgen und Athen am Nachmittag“.⁵⁸ Es mag auch an diesem Pensum gelegen haben, dass er im Februar 1747 einen Schlaganfall erlitt, der immerhin so ernst war, dass man Friedrichs Bruder August Wilhelm auf die Thronfolge vorbereiten wollte, der aber keine bleibenden Schäden hinterließ.⁵⁹

Dass man ihn nun „den Großen“ nannte, geht auf die Proklamation als „Fridericus Magnus“ durch die Berliner Bevölkerung bei seiner Rückkehr nach dem Frieden von 1745 zurück. Zwar hatte ihn schon Voltaire 1742 brieflich als „Friedrich den Großen“ bezeichnet, aber das darf man als eine der Schmeicheleien betrachten, die Voltaire bei seinen gekrönten Briefpartnern gerne zur Anwendung brachte; Friedrich ist dann auch in seinen weiteren Briefen nicht darauf eingegangen, und das Volk konnte davon ohnehin nichts wissen. An der Proklamation von 1745 dürfte Friedrich unbeteiligt gewesen sein, „überhaupt verlor er zu seinen Lebzeiten über den ihm verliehenen Beinamen niemals ein Wort“ und akzeptierte ihn „als ein Erkennungszeichen des Ruhms schweigend.“⁶⁰ Wichtiger dürften ihm andere Dinge gewesen sein, wie die Verwaltung seiner Staaten, die Entwicklung des Heeres – und nicht zuletzt der Dialog mit Voltaire.

Seit 1736 stand man in brieflichem Kontakt, tauschte sich aus über Poesie und Philosophie, über Geschichte und Politik – letzteres eher auf Wunsch Voltaires, denn Friedrich dachte nicht daran, sich politisch

beeinflussen zu lassen und durchschaute in der Regel die Ränke, zu denen sein Gesprächspartner neigte. Er bewunderte ihn als Schriftsteller und Philosophen, „aber ich gedenke nicht, mit Ihnen über Politik zu parlieren, denn das hieße, seiner Geliebten eine Tasse Kräutertee reichen. Ich meine, es wäre schicklicher, mit Ihnen über Poesie zu plaudern“, schrieb er ihm 1743.⁶¹ Und in diesen unpolitischen Bereichen ließ er sich auch gerne etwas sagen, bat um Korrektur seiner eigenen Texte, vor allem seiner französischen Verse, und setzte die vorgeschlagenen Korrekturen um. Auch briefliche Debatten über philosophische Themen gab es, wenn auch eher selten und in der Frühzeit des Briefwechsels; in aller Regel war hier nicht der Ort für tief gehende Dialoge, „weil sich beide Korrespondenzpartner dem mondänen Geselligkeitsideal verpflichtet fühlten, das solche Einlassungen als Pedanterie verbot.“⁶² Jedoch nicht ganz, wie man an der Diskussion über Determinismus und menschliche Freiheit sieht, die beide Briefpartner 1737 und 1738 führten.

Friedrich geht davon aus, dass ein weiser und mächtiger Schöpfer „den Plan der Welt entworfen ... und ihn ins Werk gesetzt“ hat. Beim Erschaffen der Welt muss sich Gott ein Ziel gesetzt haben, und da Gott kaum „ein müßiger Betrachter der Natur“ sein kann, muss alles sich nach diesem Ziel richten und müssen „auch die Menschen gemäß der Absicht des Schöpfers handeln.“(94)⁶³ „Es ist natürlicher, dass Gott alles vollbringt und der Mensch Werkzeug seines Willens ist, als sich einen Gott zu denken, der eine Welt schafft und sie mit Menschen bevölkert, um sodann mit verschränkten Armen dazustehen und seinen Willen und seine Macht den Kapripen des Menschengestes zu

unterwerfen.“(95) Da man von der Existenz eines Gottes ausgehen muss, „lässt sich gar nicht genug auf seine Rechnung setzen,“ was man auch an den Temperamenten der Menschen sieht, denn „den Grund für Temperament und Verfassung eines jeden Menschen“ findet man „in seiner Leibesmaschine“. „Weil alles ... in unserem Körper disponiert ist, mutmaße ich, dass zwangsläufig jedes Geschöpf klar determiniert ist und dass es nicht von uns abhängt, einen anderen als unseren Charakter zu haben.“(96) Und auch die äußeren Umstände, die im Leben eine Rolle spielen und zu Wahlmöglichkeiten führen können, helfen der Freiheit nicht weiter. „Wie kann der Mensch sich entschließen, etwas zu wählen oder zu tun, wenn die Ereignisse ihm nicht die Gelegenheit dazu geben? Und diese Ereignisse, wer lenkt sie?“ Das kann wieder nur Gott sein, der also mit den Ereignissen notwendigerweise auch die Menschen regiert. (97)

Friedrich vertrat hier einen von Gott gesteuerten Determinismus, an dem Voltaire keine rechte Freude finden konnte. In seinem Antwortbrief bezeichnet er zunächst Friedrichs Argumentation als ein „kräftig metaphysisches Werkstück“, das man für einen Brief von Leibniz oder Wolff halten könnte, um sich danach unverblümt „den Leibnizzen, Wolffs und Friedrichs entgegenzustemmen.“(101) Sein Ausgangspunkt ist die subjektiv empfundene Freiheit des Menschen, die selbstverständlich auf Täuschung beruhen kann. Aber in diesem Falle muss man sich fragen, wer für die Täuschung verantwortlich ist: „Gibt es einen Gott, dann täuscht er mich unablässig. Er ist das unendlich weise ... Wesen, das ohne zureichenden Grund sich ewig mit Verwirrungen beschäftigt, die seinem Wesen, der Wahrheit nämlich, völlig ent-

gegengesetzt sind.“(102f) Da Gott aber selbst frei und allmächtig ist, kann er auch dem Menschen etwas Freiheit verleihen, „und dass er uns ein wenig Freiheit geschenkt hat, schadet in nichts seiner Allmacht.“(103) Und es schadet auch nichts dem Prinzip des göttlichen Vorherwissens, denn ist es nicht denkbar, „dass Gott eben aus seiner tiefen Weisheit heraus alles Notwendige immer im voraus wisse, dass aber auch er das freie Geschehen nicht kenne?“(105)

Über die Frage der menschlichen Freiheit konnten sie sich nicht einigen, was aber nichts an Friedrichs Wunsch änderte, Voltaire persönlich zu treffen, ihn am liebsten für immer an seinen Hof zu binden. Zu einem ersten Besuch Voltaires in Preußen kam es im November 1740, kurz vor dem preußischen Einmarsch in Schlesien. Zwar konnte der große Meister der Literatur durch seine geist- und pointenreiche Konversation den König aufs Schönste unterhalten, aber schon dieser kurze, etwa zweiwöchige Aufenthalt blieb nicht ohne Schwierigkeiten. Voltaire wollte als Gesandter Kardinal Fleurys erscheinen, was er nicht war, er neigte dazu, seinen Spott, insbesondere über die Kirche, ohne jede Rücksicht auf Anwesende zu verbreiten, und stellte zu allem Übel übersteigerte Spesenrechnungen auf. „Kein Hofnarr hat je von seinem Burgherrn solche Gelder eingestrichen“, schrieb Friedrich⁶⁴, und so zog man es vor, den Gedankenaustausch erst einmal brieflich fortzusetzen.

Erst 1750 ließ sich Voltaire für längere Zeit in der Nähe Friedrichs nieder. „Doch Sie sind Philosoph; ich auch,“ schrieb Friedrich im August 1750 an Voltaire. „Was gibt es Natürlicheres, Einfacheres und Richtigeres, als dass Philosophen, die dafür geschaffen sind zusammenzuleben, vereint

durch das gleiche Interesse, den gleichen Geschmack und eine ähnliche Art des Denkens, sich diese Befriedigung gönnen?“⁶⁵ Was den Geschmack und das Denken betraf, so mochte Friedrich Recht haben, die Interessen allerdings gingen teilweise recht deutlich auseinander. Denn der hochdotierte Kammerherr war neben seinen politischen Ambitionen ein Geschäftemacher ersten Ranges, verwickelt in windige Transaktionen, die bis zu öffentlichen Prozessen führten, und ein eifersüchtiger Intrigant obendrein, der keine anderen Götter des Geistes neben sich duldete und insbesondere gegen Maupertuis, den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, in einer Weise agitierte, dass das persönliche Verhältnis zwischen Friedrich und Voltaire für eine Weile gründlich zerrüttet war. Voltaire verließ Preußen unter unschönen Umständen, und Friedrich hatte jede Illusion über den Charakter des Philosophen verloren. Obwohl er nie aufhörte, Voltaires Genie zu bewundern, und auch der Briefwechsel nach einer Weile wieder einsetzte, blieb er doch bei seinem Urteil: „So oft der Name Voltaires erwähnt wird,“ so berichtete der britische Gesandte, „sagt er, er habe das schlechteste Herz und sei der größte Schurke, der lebt.“⁶⁶ Was ihn nicht daran hinderte, 1778 zum Tode Voltaires eine Gedenkrede für die Akademie zu verfassen, ohne den geringsten Miston, „ein Preislied von Anfang bis Ende“⁶⁷ – Friedrich wusste zwischen Talent und Charakter zu unterscheiden.

Das philosophische Interesse im neuen Potsdamer Schloss Sanssouci beschränkte sich nicht auf Korrespondenz und Konversation mit Voltaire. 1749 verfasste Friedrich seine „Abhandlung über die Gründe, Gesetze einzuführen oder abzuschaffen,“ in der er in Anlehnung an Montesquieus

„Vom Geist der Gesetze“ über die historische Entwicklung und die Ausgestaltung von Gesetzen reflektierte. Historisch betrachtet, so meint er, waren „die Familienväter die ersten Gesetzgeber“, und ihre Gesetze waren Hausgesetze. Das reichte aber nicht, denn „die Verderbtheit des menschlichen Herzens ist so groß, dass man ... genötigt war, sie durch die Macht der Gesetze in Schranken zu weisen.“⁽²⁶³⁾⁶⁸ Waren es zunächst nur Städte mit ihren eigenen Gesetzen, aus denen sich Republiken entwickelten, so ging das Volk mit der Zeit, der Demokratie überdrüssig, „zur Aristokratie über, die es sogar durch die monarchische Regierungsform ersetzte.“⁽²⁶⁵⁾ Friedrich gibt nun einen Überblick über historische und mythologische Beispiele von Gesetzen und ihrer Entstehung, vom sagenhaften Ägypten bis hin zur Neuzeit, und findet vor allem im römischen Zwölftafelgesetz von 451 vor Christus ein besonders gelungenes Beispiel: „Diese so gerechten und billigen Gesetze schränkten die Freiheit der Bürger nur in den Fällen ein, in denen ein Missbrauch in ihrer Anwendung der Ruhe der Familien und der Sicherheit der Republik geschadet hätte.“ Auch die Leistung des römischen Kaisers Justinian wird gewürdigt, weil er der Verwirrung abhalf, „die durch die Vervielfachung der Gesetze in der Rechtsprechung entstanden war“, weshalb Friedrich hier für eine Vereinheitlichung des Rechtswesens plädiert. ⁽²⁷⁵⁾

Als Resultat seines historischen Abrisses stellt Friedrich fest, „dass die Gesetze der Regierungsform und dem Geist der Nation, die sie annehmen soll, angepasst sein müssen, dass die besten Gesetzgeber das Gemeinwohl anstreben, und dass im Allgemeinen die besten Gesetze diejenigen sind, die mit der natürlichen Billigkeit am

meisten übereinstimmen,“(283) womit er sich als Vertreter des Naturrechts zu erkennen gibt. Sieht man nun genauer hin, so gibt es drei Arten von Gesetzen: Manche legen die Regierungsform fest, andere beziehen sich auf Sitten und Verbrechen, und schließlich hat man noch „die bürgerlichen Gesetze, die Erbschaften, Vormundschaften, Zinsen und Verträge regeln.“(285) Am meisten unterscheiden sich die bürgerlichen Gesetze verschiedener Staaten voneinander, da man bei ihrer Einführung oft vorgefundene Bräuche übernommen und in Ehren gehalten hat, „obwohl sie unbillig waren“(285) In jedem Fall müssen aber Gesetze „auf den Vorteil der ganzen Gesellschaft abzielen“ und „das rechte Mittelmaß“ wahren, wenn auch nicht zu erwarten ist, dass man zu vollkommenen Gesetzen findet, da „das Vollkommene nicht in die Sphäre der Menschheit“ gehört. (287)

Auch wenn die Menschen an manchen Gesetzen hängen, sind doch Reformen nötig, und zwar dann, „wenn Gesetze dem allgemeinen Wohl oder der natürlichen Billigkeit zuwiderlaufen, wenn sie in unklarer und unverständlicher Sprache abgefasst sind, und schließlich, wenn sie in der Sache oder im Ausdruck Widersprüche enthalten.“(289) So müssen zum Beispiel im Strafrecht „die Strafen immer im Verhältnis zum Verbrechen stehen“, was man in Preußen, im Gegensatz beispielsweise zu Frankreich, erreicht hat. (291) In Bezug auf das Problem der Abtreibung muss man allerdings auch noch in Preußen an den Gesetzen feilen, da „die Strenge der Richter dem Staat gleich zwei Untertanen“ raubt, nämlich „das umgebrachte Kind und die Mutter. ... Wäre es nicht besser, das Übel an der Wurzel zu fassen, ... indem man die Folgen einer unvorsichtigen und flat-

terhaften Liebe nicht länger als Schande betrachtet?“(293)

Völlig indiskutabel als Mittel der Justiz ist die Folter, da unter Umständen ein robuster Verbrecher auch unter der Folter die Tat leugnen, ein weniger robuster Unschuldiger sie dagegen gestehen wird. „Es wäre besser, zwanzig Schuldige zu begnadigen, als einen Unschuldigen zu opfern.“ Man darf auf keinen Fall Gesetze dulden, „die die Richter in die Lage versetzen, systematisch Handlungen zu begehen, die zum Himmel schreien und die Menschheit empören.“(295) Was aber die Effizienz von Gesetzen betrifft, so müssen sie vor allem klar formuliert sein, und der Ausgang eines Prozesses darf nicht von der Beredsamkeit eines der Beteiligten abhängen. Auch die Anzahl der Instanzen muss überschaubar bleiben, und strittige Verfahren sind innerhalb kurzer Zeit abzuschließen, um Rechtssicherheit zu garantieren.(297f) Bei allen Anstrengungen der Gesetzgebung sollte man aber immer eines bedenken: „Wer aber glaubt, dass weder alle gut noch alle schlecht sind, ... wer Nachsicht mit den menschlichen Schwächen hat und Menschlichkeit gegenüber allen übt, der handelt, wie ein vernünftiger Mensch handeln muss.“(305)

Worte im Sinne der Aufklärung, und es waren keine leeren Worte. Die Folter hatte Friedrich schon 1740 bis auf wenige Ausnahmen abgeschafft, und auch diese Ausnahmen waren ab 1754 nicht mehr gültig; in Preußen durfte nicht gefoltert werden. Auch in Bezug auf Kindesmord und Abtreibung beschränkte er sich nicht auf das Philosophieren, sondern kümmerte sich um Reformen in der Justiz und um die Unterstützung der Prävention.⁶⁹ Dass er auch eine Justizreform anstieß, mit deren Hilfe die Gesetze vereinheitlicht, die

Instanzenwege verkürzt und die Qualifikation der Juristen verbessert werden sollte, wurde bereits erwähnt.

Auf Philosophie und innere Politik konnte sich jedoch ein preußischer König nicht beschränken, das große Feld der Außenpolitik musste ebenfalls beackert werden, so gut es eben ging und so weit es die auswärtigen Mächte zuließen. Was er sich als wünschenswert vorstellte, hat Friedrich in seinem „Politischen Testament“ von 1752 beschrieben, es aber gleichzeitig abwiegelnd als „politische Träumereien“ bezeichnet. „Von allen Ländern Europas kommen am meisten für Preußen in Betracht: Sachsen, Polnisch-Preußen und Schwedisch-Pommern, denn alle drei runden den Staat ab.“ Und zur Vorgehensweise: „Man muss seinen Plan geheimhalten und verbergen, ... das Eintreten günstiger Umstände abwarten und, wenn sie gekommen sind, kraftvoll handeln.“⁷⁰ Ein Ausflug in den puren außenpolitischen Machiavellismus, vorgebracht in aller Gelassenheit und noch verstärkt durch sein Urteil über die konkurrierenden Fürsten: „Mit Ausnahme der Königin von Ungarn und des Königs von Sardinien sind alle Fürsten Europas nur erlauchte Trottel.“⁷¹ Kein Wunder, dass dieses „Testament“ erst 1920 veröffentlicht wurde, nach der Zeit der Hohenzollern, zumal es in seinen politischen Träumereien zu einem nicht geringen Teil die außenpolitische Entwicklung der nächsten Jahre und Jahrzehnte vorweg nahm.

Die Königin von Ungarn – das war Maria Theresia, die Friedrich niemals als Kaiserin bezeichnete, was sie streng und rechtlich genommen auch nie gewesen ist.⁷² Trotz des Dresdner Friedens von 1745 hatte sie den Verlust Schlesiens keineswegs hingenommen und war Ideen, die zu seinem Rückgewinn beitragen konnten,

durchaus aufgeschlossen. Die blieben nicht aus, vor allem der österreichische Staatskanzler Kaunitz erwies sich als glänzender Ideenlieferant. Die seit Jahrhunderten bestehende und fast schon als Naturgesetz empfundene Rivalität der Häuser Habsburg und Bourbon, der österreichischen und französischen Regierungen, interessierte ihn nicht, er wollte aus den alten Zwängen ausbrechen und eine große Allianz gegen Preußen schmieden. Ohne Frankreich ging das nicht, und so nutzte Kaunitz seine guten Kontakte zum französischen König und vor allem zu Madame de Pompadour, der einflussreichen Königsgeliebten, um für die neue Idee zu werben, ein Bündnis zwischen Österreich und Frankreich zu schließen. „Dies tröpfelte Kaunitz in jedes Ohr, das ein wenig stille hielt.“⁷³ Nicht ohne Erfolg, in Paris begann man umzudenken, wozu sicher auch Friedrichs Vertragsbrüche von 1742 und 1745 beigetragen hatten. Den letzten Anstoß gab Friedrich selbst, wenn auch gegen seine Absicht, als er im Januar 1756 mit London die Konvention von Westminster abschloss, die besagte, „dass dem Einmarsch aller fremden Truppen nach Deutschland gemeinsam entgegen getreten werden sollte.“⁷⁴ Das Interesse Englands daran war offenkundig, der englische König war in Personalunion auch Kurfürst von Hannover, und England befand sich schon seit einiger Zeit im Konflikt mit Frankreich wegen der jeweiligen überseeischen Besitzungen. Und auch Friedrich hatte seine Gründe, immerhin war der letzte Bündnisvertrag mit Frankreich endgültig ausgelaufen, und er musste sehen, wo er sich seine Verbündeten suchte, zumal er Paris jederzeit über die Verhandlungen mit London auf dem Laufenden gehalten hatte. Es half nichts. Kaum war die Westminster-

Konvention abgeschlossen, kam es zu einem ersten Defensivbündnis zwischen Frankreich und Österreich, das Friedrich – in klarer Unterschätzung von Kaunitz‘ Diplomatie – nie für möglich gehalten hätte. Und auch an anderer Stelle dachte er falsch. Zwar gab es einen Subsidienvvertrag zwischen Russland und England zum Schutz des Kurfürstentums Hannover, aber das hinderte die Zarin Elisabeth nicht, Preußen und vor allem seinen König Friedrich zu verabscheuen; dass auch Friedrich mit England verbündet war, störte sie dabei nicht im Mindesten. Im Gegenteil, schon seit der ersten Jahreshälfte 1756 drängte Russland Österreich zum Krieg gegen Preußen, und es war Kaunitz, der das russische Begehren bremste, weil er mit seiner Allianz mit Frankreich noch nicht ganz zu Rande gekommen war.

So fand sich Friedrich eingeklemt zwischen drei großen Gegnern, Österreich, Frankreich und Russland, dazu kamen noch Schweden und Sachsen, die ihre eigenen Gründe hatten. Und allen ging es neben eigenen Territorialgewinnen um die deutliche Schwächung Preußens, das man wieder auf einen zweitklassigen Staat außerhalb des Konzerts der Großmächte reduzieren wollte.⁷⁵ Selbstverständlich wusste man in Preußen Bescheid über die Bestrebungen der neuen Allianz, und Friedrich war nicht der Mann, den Lauf der Dinge abzuwarten: Im August 1756 marschierte er im Kurfürstentum Sachsen ein, der später so genannte Siebenjährige Krieg hatte seinen Anfang genommen. Den ersten beiden Schlesischen Kriegen aus den vierziger Jahren hätte Friedrich gerne den Ehrentitel von Präventivkriegen verliehen, womit er zu Recht scheiterte. Diesmal war es anders. Obwohl der Einmarsch in Sachsen auf den ersten Blick nur zu gut zu den

„politischen Träumereien“ passte, konnte man hier keineswegs von einem „Eintreten günstiger Umstände“ sprechen⁷⁶, auf das Friedrich Wert gelegt hatte. Die Umstände waren mehr als ungünstig, die Kräfteverhältnisse erschreckend. Preußen mit seinen vier Millionen Einwohnern stand drei Großmächten gegenüber, die immerhin 80 Millionen Menschen aufweisen konnten, schon deshalb „juckten ihm nicht die Finger nach einem Kampf gegen drei Großmächte, deren jede an Ausdehnung, Bevölkerungszahl und Hilfsquellen ihm gewaltig überlegen war.“⁷⁷ Ohne Zweifel hatte Friedrich durch seine eigenen politischen Fehler das Zustandekommen der Koalition begünstigt; nun war sie da, und der Schluss, dass jedes Zögern die eigenen Aussichten noch weiter verschlechtern würde, erschien unausweichlich.

„Deine Aussichten sind schlecht;“ so hätte man ihm sagen können, „das arge Tanzvergnügen, worein du gerissen bist, dauert noch manches Sündenjährcchen, und wir möchten nicht hoch wetten, dass du davonkommst.“⁷⁸ Und diese Wette wäre tatsächlich kaum jemand eingegangen, nicht für Preußen und nicht für seinen König, der den Krieg selbst führte, seine Armeen selbst befehligte und direkt im Gefecht stand, ganz im Einklang mit den im „Antimachiavel“ beschriebenen Prinzipien der Armeeführung. Glänzenden preußischen Siegen folgten katastrophale Niederlagen, zum Teil verursacht durch ebenso katastrophale Fehlentscheidungen des Königs; seinen Ruf der Unbesiegbarkeit hat er schnell verloren. Dass er nicht aufgab und es dann wieder zu neuen preußischen Siegen kam, führte allerdings zu einem Nimbus der Unbeugsamkeit, der seinen Gegnern Probleme bereitete. Als russische und österreichische Truppen 1760

Berlin besetzt hatten, genügte die Nachricht, Friedrich sei mit seiner Armee im Anmarsch auf die Hauptstadt, um die Verbündeten schleunigst zum Abzug zu bewegen, lange bevor ein preußischer Soldat ausgemacht werden konnte.⁷⁹ Ein knappes Jahr lang befand sich Preußen im Angriff, dann etwa zwei Jahre lang in der Verteidigung, so erfolgreich, wie es keiner erwartet hätte. Darauf folgten „drei lange Jahre eines nur noch verzweifelten Hinhaltens und fast hoffnungslosen Kampfs ums Überleben;“ nach einem weiteren Jahr, in dem allgemeine Kriegsmüdigkeit um sich griff, kam es zum Frieden.⁸⁰

Dass im Januar 1762 die Zarin Elisabeth starb, Erzfeindin Friedrichs und Verfechterin einer Niederwerfung Preußens, trug wesentlich zur Rettung Preußens und Friedrichs bei. Ihr Nachfolger Peter III. war ein glühender Verehrer des preußischen Königs und wechselte sofort die Seiten, wurde aber kurz darauf ermordet und durch seine Gattin Katharina II. ersetzt, die spätere „Katharina die Große“. Obwohl deutscher Abstammung, hatte sie an einem Kriegsbündnis mit Preußen so wenig Freude wie an einer Koalition mit Österreich und zog sich aus dem Krieg zurück. Die bald darauf aufgenommenen Friedensverhandlungen führten im Februar 1763 zum Frieden von Hubertusburg, der den Siebenjährigen Krieg beendete.

Gewonnen war nichts, keine neuen Territorien, keine Anwartschaften, keine neuen Rechte, nach sieben Jahren des gegenseitigen Schlachtens wurde nur der Status quo von 1756 bestätigt und alles blieb beim Alten. Und doch auch wieder nicht. In ganz Europa betrachtete man Friedrich als Sieger des eigentlich unentschieden verlaufenen Krieges, weil er dieses Status-quo-Ergebnis gegen eine ungeheure Über-

macht erzielt und Schlesien behalten hatte. Das internationale Ansehen Preußens war deutlich gestiegen, und niemand kam mehr auf die Idee, Schlesien für Österreich zurück zu gewinnen. Friedrich selbst war von triumphierenden Gefühlen oder Gesten weit entfernt. Zwar waren neben Fehlern der Gegner, neben mangelnder Kooperation und dem Vorteil der so genannten „inneren Linie“ vor allem sein Durchhaltevermögen und seine Beharrlichkeit verantwortlich für das Resultat von Hubertusburg, aber am Tag seiner Rückkehr nach Berlin nahm er mit seiner alten Kalesche einen Umweg, um den Ehrungen und Feierlichkeiten der Bevölkerung zu entgehen. Auf die Gratulation des Marquis d'Argens zum Frieden und damit zum glücklichsten Tag in Friedrichs Leben antwortete er nur, der glücklichste Tag im Leben sei der letzte. Und auch vom Phantom des Ruhms hatte er nun Abschied genommen. „Unser Kriegsruhm,“ so schrieb er, „ist aus der Ferne sehr schön zu betrachten, aber wer Zeuge ist, mit welchem Jammer und Elend dieser Ruhm erkaufte wird, ... der lernt über den ‚Ruhm‘ ganz anders zu urteilen.“⁸¹ Mit Recht darf man ihm vorhalten, dass ihm das auch etwas früher hätte einfallen können.

Die nächsten Jahre waren geprägt vom forcierten Wiederaufbau Preußens auf der einen und vom zunehmenden Rückzug Friedrichs in die Einsamkeit auf der anderen Seite. Mit den Vorbereitungen zum Wiederaufbau begann er bereits im letzten Kriegsjahr, als die Tendenz zum Friedensschluss immer deutlicher wurde. Die Schäden und Verwüstungen des Krieges wurden aufgenommen und Vorschläge in Auftrag gegeben, wie der wirtschaftliche Aufbau vonstatten gehen könne. Neue Kolonistendörfer wurden angelegt, „allein auf

dem trockengelegten Warthe- und Netzebruch wurden bis 1779 über hundert neue Ortschaften geschaffen.“ Schulen wurden gegründet, allein in Schlesien, das es wohl am nötigsten hatte, 750 neue Schulen in den Jahren von 1763 bis 1769, aufgeteilt in 500 katholische und 250 evangelische: Friedrich interessierte die Konfession nicht, solange ordentlich unterrichtet wurde.⁸² Und das alles unter der ständigen Kontrolle Friedrichs, der König war „der personifizierte Staat, ... der bis ins kleinste Detail hinein Regie führte und alles überwachte.“⁸³

Nicht immer war er erfolgreich, zumal dann, wenn er widersprüchliche Ziele verfolgte. Den Adel wollte er sich als Führungsschicht unbedingt erhalten und musste daher seine wirtschaftlichen Privilegien schützen. Gleichzeitig wollte er die Bauern aus der Leibeigenschaft befreien, von der er noch 1777 meinte, dass nichts das menschliche Empfinden tiefer empören könne⁸⁴. Weil er aber zu dem Schluss kam, dass die Abschaffung der bäuerlichen Frondienste zu einer Erschütterung der Landwirtschaft führen müsste, verzichtete er schließlich auf weitgehende Eingriffe in die Agrarstruktur und -verfassung.

Sein Privatleben war immer mehr von Rückzug und Einsamkeit geprägt. Mit der Königin hatte er schon lange nichts mehr zu tun, Schloss Sanssouci durfte sie nie betreten, alte Weggefährten waren gestorben, neue kamen nur selten dazu, es konnte nicht einmal „vom Schatten jenes intellektuellen Glanzes die Rede sein“, der früher den jungen König umgeben hatte.⁸⁵ Sein Hang zu Spott und Sarkasmus, seine recht offene Menschenverachtung konnten sich bis zur Unerträglichkeit steigern. In seinen Entscheidungen ließ er sich davon kaum beeinflussen, und manchmal hatte

seine Gleichgültigkeit gegenüber althergebrachten Prinzipien auch Vorteile für die Betroffenen. Berühmt ist die verbürgte Geschichte eines Kavalleristen, der mit seinem Pferd Sodomie betrieben hatte – im achtzehnten Jahrhundert ein verabscheuungswürdiges Verbrechen, bei dem man als Beklagter froh sein konnte, wenn man ohne vorherige Folter hingerichtet wurde. Friedrichs Entscheidung: „Man versetze das Schwein zur Infanterie.“⁸⁶ Was dem Staat nicht schadete, musste seinen König nicht weiter stören, die Staatsräson war das Prinzip, nach dem sich alles auszurichten hatte.

Zwischen Inspektionsreisen und Manövern, Verwaltungsarbeiten und wirtschaftspolitischen Entscheidungen blieb noch Zeit für historische und philosophische Betrachtungen. In seiner „Prüfung des Versuchs über die Vorurteile“ geht er hart mit dem „Versuch über die Vorurteile“ des französischen Aufklärers Baron Holbach ins Gericht. Friedrich vertritt zunächst die Auffassung, dass die Wahrheit in aller Regel kaum zu finden ist und dagegen „die größten Torheiten, die die Einbildungskraft im Fieberwahn zu allen Zeiten erzeugte, dem Gehirn der Philosophen entsprangen.“ Die Welt wird „von einem Ende zum anderen von Vorurteilen beherrscht“, deren Ursprung der Mensch selbst ist, und nur mit unangemessener Gewalt könnte man die Nationen umfassend aufklären und ihnen die Vorurteile nehmen. (343)⁸⁷ Der Mensch ist für den Irrtum geschaffen, nicht aber für die Wahrheit. Im Gegensatz zu den Auffassungen von Friedrichs Gegner darf man die Wahrheit nur „mit Vorsicht, niemals zur ungelegenen Zeit sagen“, da man sonst mit verheerenden Folgen rechnen muss. (347) Holbachs Ziel, die bestehende Religion abzuschaffen und der Menge

dabei zu „helfen, das Joch des Aberglaubens abzuschütteln“, billigt Friedrich: „Dieser Plan ist groß“, aber die Mittel des Franzosen können nicht zum Ziel führen. (349) Nur ein sehr geringer Teil der Bevölkerung ist in der Lage, von althergebrachten Meinungen und Gebräuchen abzusehen, und selbst diese kleine Elite würde über kurz oder lang neue Vorurteile und Irrtümer entwickeln, sodass nichts gewonnen wäre. Friedrich rät zu vorsichtigem Handeln: „Ein Weiser, der über die Übel nachgedacht hätte, welche die Kirche seinem Vaterland verursacht, würde zweifellos alle Anstrengungen unternehmen, um es davon zu befreien, aber er würde behutsam vorgehen.“ Man muss die Religion langsam zum „Gegenstand der Spekulation“ machen, (355) dann wird der Aberglaube nachlassen. Will sich ein Fürst „an das Gebäude des Aberglaubens machen, so muss er es untergraben; er würde zu viel aufs Spiel setzen, wenn er anfinge, es ganz offen niederzureißen.“ (359) Den Angriffen seines Kontrahenten auf die französische Regierung tritt Friedrich entgegen mit der Behauptung, „dass ein guter Bürger die Regierungsform, unter der er lebt, achten soll.“ Wer die Obrigkeit beschimpft, ist „weder ein Weiser noch ein Philosoph.“ (355) Standesunterschiede, so Friedrich, sind unvermeidlich und nötig, weil der Staat auf das Potential des Adels nicht verzichten kann. Und auch Kriege eines Fürsten sind nicht zu tadeln, sofern sie „Ehre, Interesse und Ruhm seiner Nation“ dienen (361), eine Position, die Friedrich bereits im „Antimachiavel“ vertreten hat. Im Übrigen darf man nicht alleine die Monarchien der Kriegstreiberei beschuldigen, da die Republiken sich nicht anders verhalten, und es ist grundsätzlich nicht zu billigen, „dass ein überspannter Kopf

die edelste Tätigkeit der Gesellschaft, nämlich die, seine Mitbürger zu beschützen, verhöhnt.“ (367)

Friedrich stimmt seinem Gegner, dem „Feind der Könige“, darin zu, dass auch Könige Menschen wie alle anderen sind und keineswegs das Vorrecht genießen, „vollkommen zu sein in einer Welt, in der nichts vollkommen ist.“ Auch Fürsten werden nicht ohne Fehler sein. Dennoch soll die Stimme des Philosophen „dem Aufruhr nicht als Posaune dienen, ... nicht als Vorwand für den Aufruhr“, sondern „wirkliche, aber schwer zu beseitigende Übel nicht übertreiben“. (377)

Ging es also in dieser Kritik um eine Verteidigung des monarchischen Prinzips, das Friedrich gegen die Angriffe des Spätaufklärers Baron Holbach in Schutz nahm, so widmete sich eine weitere Schrift des Jahres 1770 zwar ebenfalls einer Kritik Holbachs, aber zu teilweise anders gearteten Themen. Der – zu Lebzeiten Friedrichs unveröffentlichte – Aufsatz „Kritische Überprüfung des Systems der Natur“ gilt Holbachs kurz zuvor erschienener Arbeit „System der Natur.“ Im ersten Teil will Friedrich Holbachs Gründe, „die Gottheit zu verneinen“, widerlegen. (383) Wenn der Autor des „Systems“ meint, es sei einsehbarer, „eine blinde Materie anzunehmen, die durch die Bewegung zum Handeln gebracht wird, als auf eine intelligente Ursache zurückzugreifen, die aus sich heraus handelt“, so verwechselt er nur „die widersprüchlichen Definitionen, die die Theologen von der Gottheit geben, ... mit einer intelligenten Natur, die notwendigerweise für die Erhaltung des Universums sorgt. Die ganze Welt beweist diese Intelligenz.“ Eine blinde Natur kann nur Verwirrung stiften, und wie könnte so etwas wie Leben „von einer vernunftlosen Ursache herrüh-

ren, die ihre größten Wunder vollbrächte, ohne es wahrzunehmen?“ (385) „Jeder Philosoph, der das von den Theologen geschaffene Phantom angreift“, womit die christliche Theologie gemeint ist, wird nie an jenes Wesen herankommen, „für das die ganze Welt Beweis und Zeugnis ist.“ (387)

Gegen Holbachs Auffassung, „dass eine schicksalhafte Notwendigkeit die Menschen bei allen ihren Handlungen unwiederbringlich festlegt,“ (391) führt Friedrich ins Feld, dass es zwar Ursachen und Einflüsse auf menschliche Handlungen gibt, diese Ursachen aber nicht notwendig sind, sofern man sich der Vernunft bedient. „Sooft wir uns vom Ungestüm unserer Leidenschaften hinreißen lassen, triumphiert die Fatalität ... Sooft die Macht der Vernunft diese Leidenschaften zügelt, trägt die Freiheit den Sieg davon.“ (389) Vollständige Freiheit gibt es allerdings nicht, „in einigen Punkten erleiden wir die Herrschaft der Fatalität, in einigen anderen sind wir als Handelnde unabhängig und frei.“ (391) Was die christliche Religion betrifft, so stellt sich Friedrich gegen Holbachs Behauptung, „diese Religion sei die Ursache allen Unglücks des Menschengeschlechts.“ (393) Er lobt die in der Bergpredigt vertretene christliche Moral, die, „in ihrer ganzen Reinheit erfasst, für das Leben nutzbringend“ ist (395), kritisiert aber deutlich „die geschichtliche Seite der Religion, die absurden Fabeln, auf denen man ihr Gebäude errichtet hat.“ (397) Schließlich geht er im letzten Teil auf die „Ansichten des Autors über Regierungen“ ein, die darin gipfeln, dass „die Untertanen das Recht genießen sollen, ihre Herrscher abzusetzen, wenn sie mit ihnen unzufrieden sind.“ (403) Dem stellt Friedrich entgegen, dass man in diesem Fall mit Bürgerkrie-

gen rechnen muss und es stets Parteiführer gibt, die den Staat in Aufruhr versetzen wollen. „Um solche Unzuträglichkeiten zu vermeiden, ist die Erbfolge gebilligt und in mehreren europäischen Staaten eingeführt worden.“ (405) Auch das Problem eines unwürdigen Fürsten ist durch den Einsatz fähiger Minister lösbar, während man schon am traurigen Beispiel Polens sieht, wohin eine Wahlmonarchie führen kann.

Das Problem der menschlichen Freiheit sah der späte Friedrich also anders als der junge, der sich in seinem Briefwechsel mit Voltaire vehement für den Determinismus ausgesprochen hatte. Dagegen haben sich seine Haltungen zur offiziellen Religion, die er absurd fand, und zum monarchischen Prinzip, das ihm unverzichtbar schien, nicht geändert. Dass eine Erbmonarchie zu unfähigen Fürsten führen kann, hat er zwar gesehen, aber die Augen vor den Folgen verschlossen.

Der Hinweis auf den miserablen Zustand der polnischen Wahlmonarchie zeigt deutlich, in welche Richtung sich die außenpolitischen Pläne Friedrichs zu Anfang der siebziger Jahre bewegten. Bereits in seinen „politischen Träumereien“ von 1752 hatte er die Erwerbung von „Polnisch-Preußen“ als wünschenswert erachtet, da sie zur Abrundung des Staates beitragen könne. Nun, in der Zeit um 1770, ergaben sich konkrete Möglichkeiten. Erste Pläne Friedrichs, große Gebiete Polens unter den Mächten Russland, Österreich und Preußen zu verteilen, hatte es schon 1769 gegeben, doch auch im achtzehnten Jahrhundert konnte man sich einen Staat oder Teile eines Staates nicht ohne Weiteres einverleiben, dazu bedurfte es einiger Voraussetzungen. 1772 lagen sie in ausreichender Zahl vor. Russland führte seit 1768

recht erfolgreich einen Krieg gegen die Türken, und um Zarin Katharina im Balkan nicht übermächtig werden zu lassen, lag eine Kompensation an anderer Stelle nahe. Tatsächlich hatte Kaiser Joseph II., Sohn und Mitregent Maria Theresias, bereits einen kleinen Teil Polens auf Grund uralter Ansprüche okkupiert und damit eine Art Präzedenzfall geschaffen, und die polnische Politik war infolge des Einspruchsrechts jedes einzelnen Ständevertreeters im Reichstag ohnehin weitgehend handlungsunfähig. Resultat dieser Lage war, dass nach langen Verhandlungen Preußen, Österreich und Russland jeweils einen Teil Polens zu ihren eigenen Territorien zählen durften. Friedrich erhielt Westpreußen, die Verbindung zwischen dem östlichen Herzogtum Preußen und seinen Kernländern und obendrein ein enormer wirtschaftlicher Zugewinn. Das alles ohne einen Schuss, ohne Feldzug, per Federstrich. Die anderen europäischen Staaten kümmerten sich kaum um dieses Staatengeschachere; ein Grund mag darin gelegen haben, dass die polnischen Ständevertreter „die Teilung guthießen – nach Empfang eines Schmiergeldes von 15000 Dukaten.“⁸⁸ Die polnische Bevölkerung hat niemand gefragt. Nur Maria Theresia hatte schwere moralische Bedenken gegen die Transaktion und soll den entsprechenden Vertrag unter Tränen unterzeichnet haben. „Sie weint, aber sie nimmt“, war Friedrichs Kommentar.⁸⁹ Kaum nötig zu erwähnen, dass Friedrich sich sofort um den Aufbau seiner neuen Territorien kümmerte und große Summen „für die Kultivierung dieses gänzlich verarmten Landes“ ausgab. Sein altes Ziel, die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft, konnte er in Westpreußen verwirklichen, was er auch innerhalb weniger Monate durchführte, denn auf den polni-

schen Adel, von dem er ohnehin nichts hielt, musste er keine Rücksicht nehmen.⁹⁰ Der in dieser Zeit gängige Reim „Niemand wird Preuße denn aus Not, ist er’s geworden, dankt er Gott“, war nicht ohne Berechtigung.⁹¹

In seinen letzten Jahren wurde es eher still um Friedrich. Seinen Regierungspflichten kam er mit gewohnter Akribie nach, seinen historischen und philosophischen Interessen widmete er sich nach wie vor. Aber es fehlte der geistige Glanz am Hof von Schloss Sanssouci, den brillanten Gesprächspartnern von einst waren weit weniger glanzvolle Geister gefolgt, und oft genug erschöpfte sich das lang andauernde Tischgespräch in Monologen des Hausherrn. Fand er, dass es der Mühe wert war, einem Gast zuzuhören, so hatte er noch immer die Gabe, „Menschen durch seinen Charme und seine eindringliche Beredsamkeit für sich einzunehmen“⁹², doch trafen solche Gäste nur noch selten ein. Obwohl er zunehmend unnahbar wurde, war seine Popularität im Volk ungebrochen, schon lange war er der „Alte Fritz“ geworden, der als gütiger Patriarch für das Wohlergehen seines Volkes sorgte. Was er von den Menschen hielt, kam diesen Menschen nicht zu Ohren. „Die große Masse des Volkes,“ so schrieb er, „und die gewöhnliche Herde des Adels bleiben, wozu die Natur sie gemacht hat, bloß bössartige Tiere.“⁹³ Sicher, man wurde seiner langsam überdrüssig, eine mehr als vierzigjährige Regierungszeit ist lang. Und doch liest man in einem Stimmungsbild von 1785: „Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeiten, nah und fern, und wenn man auf ihn blickte, so regte sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen.“⁹⁴ Ein Jahr später, am 17. August 1786, ist Friedrich II. von Preußen, den man auch den Gro-

Ben nannte, in seinem Schloss Sanssouci gestorben. In seiner direkten Umgebung hielt sich die Trauer in Grenzen, man hatte wohl schon zu lange unter seiner persönlichen Kälte und seinem Sarkasmus gelitten.

War er ein Philosoph? Nach heutigem Sprachgebrauch nur zum Teil, er hat sich nur selten systematisch mit philosophischen Problemen befasst und man kann ihn kaum als originellen philosophischen Denker bezeichnen. In seiner Zeit sah man es anders; wer über „die Menschen und ihr Los, den Einfluss oder die Einflusslosigkeit des Einzelnen gegenüber dem Schicksal meditierte“, dazu auch noch Briefe und andere Schriften verfasste, galt als Philosoph⁹⁵, und so konnte er sich zu Recht als „roi philosophe“ bezeichnen. War er groß? Größe liegt im Auge des Betrachters. Man kann mit Johannes Kunisch Friedrichs Größe darin sehen, dass er „die grundlegenden Reformanstöße seiner Zeit in Bereichen wie der Staatslehre oder des Justizwesens ... wie kein anderer theoretisch zu erfassen und praktisch umzusetzen vermochte.“⁹⁶ Mit Theodor Schieder kann man die Auffassung vertreten, Friedrich sei „die glänzendste Erscheinung des aufgeklärten Absolutismus in Europa“ gewesen, und darüber hinaus sei seine „eigentümliche Größe ... in der ständig gegenwärtigen Spannung zwischen Macht und Geist zu finden“⁹⁷. Der Begriff der Größe ist zu vage, um hier zu einer Entscheidung zu gelangen. Dass Friedrich sich aber ein Leben lang mit großer Virtuosität sowohl der Politik und der Ausübung von Macht als auch der geistigen Auseinandersetzung mit grundlegenden Problemen gewidmet hat, dürfte unbestritten sein, und macht ihn unter den Herrschern seiner Zeit einzigartig.

Literatur:

Augstein: Rudolf Augstein; Preußens Friedrich und die Deutschen, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M., 1968

Baumgart: Peter Baumgart; Friedrich Wilhelm I., in: Frank-Lothar Kroll (Hg.); Preußens Herrscher, S. 134-159, Verlag C.H. Beck, München, 2006

Burkhardt: Johannes Burkhardt; Frühe Neuzeit, Athenäum Verlag, Königstein, 1985

Churchill: Winston Churchill; Geschichte, Das Zeitalter der Revolutionen, Weltbild Verlag, Augsburg, 1990 (Englische Originalausgabe 1957)

Clark: Christopher Clark; Preußen, Aufstieg und Niedergang, Deutsche Verlags-Anstalt, München, 2007

Fischer-Fabian: S. Fischer-Fabian; Preußens Gloria, Verlagsgruppe Lübbe, Bergisch Gladbach, 2007

Fontius: Martin Fontius; Der Ort des „Roi philosophe“ in der Aufklärung, in: ders. (Hg.); Friedrich II. und die europäische Aufklärung, S. 9-27, Duncker & Humblot, Berlin, 1999

Friedrich: Friedrich der Große – Potsdamer Ausgabe; Philosophische Schriften, Akademie Verlag, Berlin, 2007

Gooch: George Gooch; Friedrich der Große, Preußens legendärer König, Heinrich Hugendubel Verlag, Kreuzlingen/München, 2006

Haffner: Sebastian Haffner; Preußen ohne Legende, Gruner und Jahr, Hamburg, 1986

Kunisch: Johannes Kunisch; Friedrich der Große, Der König und seine Zeit, Verlag C.H. Beck, München, 2004

Luh: Jürgen Luh; Der Große, Friedrich II. von Preußen, Siedler Verlag, München, 2011

Mann, Golo: Golo Mann; Deutsche Geschichte des XIX. Jahrhunderts, Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a.M., 1958

Mann, Thomas: Thomas Mann; Friedrich und die große Koalition, in: ders.; Essays, Band 1, S. 210-268, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a.M., 1993, (Originalausgabe 1914)

Neugebauer: Wolfgang Neugebauer; Die Hohenzollern, Band 2, W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart, 2003

Schieder: Theodor Schieder; Friedrich der Große, Ein Königtum der Widersprüche, Ullstein Buchverlage, Berlin, 1998

Venohr: Wolfgang Venohr; Friedrich der Zweite, in: Sebastian Haffner, Wolfgang Venohr; Preußische Profile, Athenäum Verlag, Königstein, 1980

Voltaire: Voltaire; Friedrich der Große; Briefwechsel, Herausgegeben und übersetzt von Hans Pleschinski, Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 2010

Wandruszka: Adam Wandruszka; Die europäische Staatenwelt im 18. Jahrhundert, in: Golo Mann (Hg.); Propyläen Weltgeschichte, Von der Revolution zur Reformation, S. 385-465, Ullstein Verlag, Frankfurt, Berlin, Wien, 1976

Anmerkungen:

¹ Churchill, S. 131.

² So der Untertitel zu Theodor Schieders Friedrich-Biographie.

³ Mann, Golo, S.40f.

⁴ ebd., S. 40.

⁵ So zum Beispiel der römische Imperator Marc Aurel im zweiten, der staufische Kaiser Friedrich II. im dreizehnten und der britische Premierminister

Churchill im zwanzigsten Jahrhundert.

⁶ zitiert nach Gooch, S. 178.

⁷ Mann, Thomas, S. 210f.

⁸ So die Grundtendenz in Augsteins Buch „Preußens Friedrich und die Deutschen“.

⁹ Kunisch, S. 11.

¹⁰ zu den Gründen vgl. Clark, S. 813, Anmerkung 98.

¹¹ Baumgart, S. 135.

¹² Fischer-Fabian, S.178.

¹³ zitiert nach Kunisch, S. 15.

¹⁴ Kunisch, S. 16.

¹⁵ Kunisch, S. 20.

¹⁶ Gooch, S. 124.

¹⁷ Gooch, S. 135.

¹⁸ zitiert nach Fischer-Fabian, S. 197.

¹⁹ Kunisch, S. 46.

²⁰ Gooch, S. 136.

²¹ zitiert nach Kunisch, S. 64.

²² Gooch, S. 138.

²³ Venohr, S. 24.

²⁴ Kunisch, S. 71.

²⁵ Brief Friedrichs an Voltaire vom 8. August 1736, Voltaire, S. 8.

²⁶ Fontius, S. 16.

²⁷ Brief Voltaires an Friedrich vom September 1736, Voltaire, S. 14.

²⁸ zitiert nach Venohr, S. 25.

²⁹ zitiert nach Gooch, S. 185.

³⁰ Die in Klammern angegebenen Zahlen beziehen sich jeweils auf die Seite in der Potsdamer Ausgabe der philosophischen Schriften Friedrichs, auf der die zitierte Stelle zu finden ist.

³¹ Haffner, S. 73f.

³² zitiert nach Fontius, S. 15.

³³ Kunisch, S. 130.

³⁴ Mann, Thomas, S. 227.

³⁵ Fischer-Fabian, S. 226.

³⁶ Neugebauer, S. 16.

³⁷ Clark, S. 303.

³⁸ Wandruszka, S. 422.

³⁹ Mann, Thomas, S. 212.

⁴⁰ Neugebauer, S. 23.

⁴¹ Kunisch, S. 162.

⁴² zitiert nach Kunisch, S. 167.

⁴³ Luh, S. 13.

⁴⁴ zitiert nach Kunisch, S. 171.

⁴⁵ zitiert nach Fischer-Fabian, S. 235.

⁴⁶ Neugebauer, S. 26.

⁴⁷ vgl. Friedrich, S. 255.

- ⁴⁸ Brief Friedrichs an Voltaire vom 16. April 1741, Voltaire, S.253.
- ⁴⁹ Brief Voltaires an Friedrich vom März 1742, Voltaire, S. 268.
- ⁵⁰ Brief Friedrichs an Voltaire vom 25. Juli 1742, Voltaire, S. 277.
- ⁵¹ Friedrich, S. 239.
- ⁵² zitiert nach Gooch, S. 33.
- ⁵³ Gooch, S. 24.
- ⁵⁴ Clark, S. 235.
- ⁵⁵ Gooche, S. 41.
- ⁵⁶ Venohr, S. 40.
- ⁵⁷ Venohr, S. 38ff.
- ⁵⁸ zitiert nach Gooche, S. 44.
- ⁵⁹ Neugebauer, S. 18, Gooch, S. 82.
- ⁶⁰ Schieder, S. 471f.
- ⁶¹ Brief Friedrichs an Voltaire vom 7. September 1743, Voltaire, S. 318.
- ⁶² Fontius, S. 13.
- ⁶³ Die in Klammern angegebenen Zahlen beziehen sich jeweils auf die Seite in dem angegebenen Band der Briefe zwischen Voltaire und Friedrich, auf der die zitierte Stelle zu finden ist.
- ⁶⁴ zitiert nach Hans Pleschinski, in: Voltaire, S. 235
- ⁶⁵ Brief Friedrichs an Voltaire, 23. August 1750, Voltaire, S. 390.
- ⁶⁶ Gooch, S. 229.
- ⁶⁷ Gooch, S. 241.
- ⁶⁸ vgl. Anmerkung 30.
- ⁶⁹ Friedrich, S. 472, Anmerkung 2 zu S. 293.
- ⁷⁰ zitiert nach Burkhardt, S. 259.
- ⁷¹ zitiert nach Gooch, S. 337.
- ⁷² vgl. Wandruszka, S. 428.
- ⁷³ Mann, Thomas, S. 240.
- ⁷⁴ Gooch, S. 47.
- ⁷⁵ Neugebauer, S. 33.
- ⁷⁶ zitiert nach Burkhardt, S. 259.
- ⁷⁷ Gooch, S. 52.
- ⁷⁸ Mit diesen Worten verabschiedet Thomas Mann am Ende seines Romans „Der Zauberberg“ die Hauptfigur Hans Castorp in den Ersten Weltkrieg.
- ⁷⁹ Kunisch, S. 410.
- ⁸⁰ Haffner, S. 122.
- ⁸¹ zitiert nach Kunisch, S. 444.
- ⁸² Venohr, S. 51.
- ⁸³ Kunisch, S. 471.
- ⁸⁴ Kunisch, S. 468.
- ⁸⁵ Kunisch, S. 447.
- ⁸⁶ Haffner, S. 82.
- ⁸⁷ vgl. Anmerkung 30.
- ⁸⁸ Fischer-Fabian, S. 367.
- ⁸⁹ Gooch, S. 196.
- ⁹⁰ Venohr, S. 54.
- ⁹¹ Haffner, S. 128.
- ⁹² Kunisch, S. 451.
- ⁹³ zitiert nach Gooch, S. 226.
- ⁹⁴ zitiert nach Gooch, S. 177.
- ⁹⁵ Schieder, S. 369.
- ⁹⁶ Kunisch, S. 546f.
- ⁹⁷ Schieder, S. 482f.